XXIV. Band 1939 Heft 4

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse und Imago

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Unter Mitwirkung von

G. Bose, Kalkutta; M. Eitingon, Jerusalem; Thomas M. French, Chicago; Lewis B. Hill, Baltimore; S. Hollós, Budapest; Ernest Jones, London; J. W. Kannabich, Moskau; M. R. Kaufman, Boston; Bertram D. Lewin, New York; Kiyoyasu Marui, Sendai; K. A. Menninger, Topeka; S. J. R. de Monchy, Rotterdam; Charles Odier, Paris; Philipp Sarasin, Basel; Harald Schjelderup, Oslo; Alfhild Tamm, Stockholm; Y. K. Yabe, Tokio

redigiert von

Edward Bibring, London; Heinz Hartmann, Paris; Wilhelm Hoffer, London; Ernst Kris, London; Robert Waelder, Boston

Theodor Reik . . . . . Der Traum ein mögliches Leben

Edmund Bergler . . . . . Beiträge zur Psychologie der Eifersucht

Walter Hollitscher . . . . . Über die Beziehungen zwischen der psychoanalytischen und behaviouristischen Begriffsbildung

Michael Bálint . . . . . Ichstärke, Ichpädagogik und „Lernen"

Richard Sterba . . . . . Die Problematik des musikalischen Geschehens

Max Kohen . . . . . Zur Deutung eines sumerischen Siegelzylinders

Yrjö Kulovesi . . . . . Die Ausdrucksbewegungen der Bejahung und der Verneinung

Hans Christoffel . . . . . Einige fötale und frühstkindliche Verhaltensweisen

Referate und Berichte

1) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfang von mehr als zwei Druckseiten erhalten nach Wahl 15 Separata oder zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

2) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen.

3) Die Manuskripte sollen in Schreibmaschinenschrift (einseitig und mit Zeilenabstand) geschrieben sein. Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

4) Fahnen werden den Autoren nur auf ausdrücklichen Wunsch zugeschickt. Korrekturen in den Fahnen werden nur ausnahmsweise zugelassen. Die Kosten der Korrekturen sind vollständig vom Autor zu tragen.

5) Mehr als 15 Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt.

Wir machen unsere Autoren auf folgendes aufmerksam:

Nach den gesetzlichen Bestimmungen kann bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren über Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Auf Grund eines generellen Übereinkommens mit dem „International Journal of Psycho-Analysis" steht es jedoch jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung der Redaktion der letztgenannten Zeitschrift das Recht der Übersetzung und des Wiederabdrucks einzuräumen.

Die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einer anderen Zeitschrift muß, um Berücksichtigung finden zu können, zugleich mit Übersendung des Manuskriptes verlangt werden.

Die Redaktion

Redaktionelle Mitteilungen und Sendungen bitten wir zu richten an
Dr. Edward Bibring und Dr. Ernst Kris, Institute of Psycho-Analysis
96 Gloucester Place, London, W. 1.

Bestellungen und geschäftliche Zuschriften aller Art an den Verlag
Imago Publishing Co.
6, Fitzroy Square, London, W. 1.

PRINTED IN HOLLAND

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse und Imago

Herausgegeben von Sigm. Freud

XXIV. BAND 1939 Heft 4

Am 23. September 1939 ist

Sigmund Freud

in London gestorben

Der Traum ein mögliches Leben

Von

Theodor Reik

New York

Der folgende Traum gibt Anlaß zur Diskussion einiger Probleme der Deutungstechnik in besonderen Fällen. Seine psychologische Würdigung führt darüber hinaus zu einer erneuerten Fragestellung, welche die Beziehung von Traum und Leben betrifft. Die Träumerin ist wegen verschiedener neurotischer Beschwerden in Analyse. Sie ist seit einem halben Jahr verheiratet und im vierten Monat der Schwangerschaft. Der Traumtext lautet: „*Ich weiß nicht, wer der Vater meines Kindes ist. Manchmal denke ich, es ist Piet. Mutter aber sagt, es ist Jan. Ich bin sehr verzweifelt und weine viel. Schließlich halte ich es nicht mehr aus und beschließe, Selbstmord zu begehen.*"

Der manifeste Trauminhalt scheint zunächst nur an einem Punkt, der Tatsache der Schwangerschaft, mit der Realität verknüpft zu sein. Natürlich ist die junge Frau ihrem Manne, den sie zärtlich liebt, nicht untreu gewesen. Sie weiß natürlich, daß dieser Mann der Vater des Kindes, das sie erwartet, ist. Umso merkwürdiger ist es, daß sie nach dem Erwachen an den Traum wie an eine Wirklichkeit zurückdenkt. Es ist ihr einen Augenblick lang, als wisse sie wirklich nicht, wer der Vater ihres Kindes sei. Dieses Realitätsgefühl tritt sogleich in scharfen Gegensatz zu ihrer bewußten Kenntnis. Es bleibt aber, auf den Traum als Ganzes bezogen, während des Tages bestehen. Ihre Stimmung war in den letzten Wochen vor dem Traum besonders gut gewesen. Jetzt fühlte sie sich deprimiert. Sie hatte nach dem Erwachen aus dem Traum viel geweint. Sie weinte auch, während sie mir den Traum erzählte, und beklagte sich darüber, daß sie immer an ihn denken müsse.

Vielleicht ist die Warnung davor, den Sinn des Traumes von seinem manifesten Text aus zu erraten, gerade in einem solchen Fall nicht überflüssig. Man würde auch durchaus fehlgehen mit der Annahme, daß die Dame heimlich wünsche, einen anderen Vater für ihr Kind zu haben. Sie hatte häufig erklärt, sie könne sich keinen anderen Vater für ihr Kind wünschen oder auch nur denken. Sie hatte seit langem gewünscht, gerade diesen Mann zu heiraten, und fühlt sich mit ihm glücklich. Umso sonderbarer das Wirklichkeitsgefühl im Traum, das noch lange nachhallt. Es zeigt an, daß ein Stück Wirklichkeit mit ihm verbunden sein muß. Welches? Ihre Einstellung zur Schwangerschaft ist wechselnd. Oft kann sie wie andere Frauen in dieser Zeit stundenlang selig von dem Kind wachträumen,

während sie die Babywäsche strickt. Sie ist stolz darauf, daß sie ein Kind haben wird, und stellt sich oft vor, wie sie mit dem Wagen in den Park fahren wird, wo andere Frauen das Kind bewundern werden, und ähnliche Situationen. Dem steht ein unlustvolles Aufnehmen der ersten Kindesbewegungen und eine unbestimmte, schwache Angst, die sich aber nicht auf die Gefahren der Geburt bezieht, gegenüber. Bis vor kurzem war die Stimmung depressiv. Sollte die Träumerin doch unbewußte Gedanken, die auf eine Untreue hinstreben, haben und einen anderen Mann als Vater für ihr Kind wünschen? Ich habe nichts finden können, was eine solche Auffassung, die sich ja auch nur auf die Traumfassade beziehen könnte, bestätigen würde.

Zum Traum weiß die Patientin keine Assoziationen beizubringen als jene Bemerkungen über seinen Wirklichkeitscharakter und ihre trübe Stimmung nachher. Was sie sonst in dieser Analysestunde sagt, bezieht sich auf ihren körperlichen Zustand. Es hat anscheinend keinen Zusammenhang mit dem Traum. Zu diesen Aussagen ist der Bericht über eine Bemerkung ihrer Schneiderin, die ein Umstandskleid für sie fertigstellt, zu rechnen. Die Näherin hatte gestern einen Vergleich zwischen der schlanken Gestalt des Mädchens und der Figur der schwangeren Frau angestellt. Als die Patientin sich abends auskleidete, hatte sie in den Spiegel gesehen und war über ihr Aussehen erschrocken. Ihr Gesicht habe ihr mißfallen, während sie sich früher besonders hübsch gefunden hatte. Sie habe sich selbst den ganzen Tag über nicht leiden können. Sollte hier die Traumanknüpfung, der Tagesrest versteckt liegen? Ich sehe vorläufig keine Verbindung. Die Traumaufklärung zeigt dann, daß die Bemerkung der Schneiderin tatsächlich zu unbewußten Gedanken geführt hat, welche den Vergleich von jetzt und früher nach bestimmter Richtung fortsetzten.

Was beginnen wir mit diesem Traum, zu dem sich keine Einfälle einstellen wollen und der doch so empfindlich in den Tag hinübergreift? Sein verborgener Sinn ist nicht zu erraten, solange man nicht mehr von der Lebensgeschichte der Träumerin weiß. Die Kenntnis einer bestimmten Lebensphase aber macht den Traum fast transparent für den Analytiker. Der Ausfall der zum Traum gehörenden Assoziationen wird in einem solchen Fall durch die Vertrautheit mit der Lebensgeschichte und der seelischen Situation des Träumers fast wettgemacht.

Die Träumerin entstammt einer ausgezeichneten Familie und hatte sich früh schon besonders selbstständig benommen. Von überzärtlichen und schwachen Eltern erzogen, hatte das junge Mädchen jede Freiheit des Handelns genossen. In mißverständlicher Auffassung bestimmter pädagogischer Theorien hatten die Eltern jede Aufsicht gegenüber dem Mädchen schon zur Zeit der Pubertät ausgeschaltet. Sie hatten sich darauf verlassen, daß es sich im Verkehr mit jungen Männern selbstverständlich innerhalb jener Grenzen halten würde, die im Hause und im Gesellschaftskreise der Eltern als Gesetz galten. Auf Reisen, die das Mäd-

chen fast immer allein unternahm, trat sie sehr sicher auf und wurde fast immer als viel älter angesehen. In einem Kurorte lernte sie einen verheirateten Mann kennen, dessen Werbungen sie bald darauf nachgab. Es kam zu einer sexuellen Beziehung, die nur kurze Zeit bestand. Diesem Verhältnis folgten im Laufe der nächsten Jahre sexuelle Beziehungen zu drei anderen Männern, von denen der letzte mehr als doppelt so alt war als sie. Es ist Jan, der im Traum erscheint. („Mutter aber sagt, es ist Jan.") Piet, der andere im Traum erwähnte Mann, hatte sie immer wieder gedrängt, ihn zu heiraten. Sie hatte abgelehnt. Piet hatte auch mehrere Male gesagt, es werde ihm nichts anderes übrig bleiben, als sie schwanger zu machen. Dann werde sie ihn heiraten müssen. Ein Nachklang dieser Situation findet sich im manifesten Trauminhalt: „Manchmal glaube ich, es ist Piet." Diese Beziehungen liegen einige Jahre vor ihrer Heirat. Weder jene Männer noch sie selbst hatten jemals antikonzeptionelle Mittel beim Sexualverkehr gebraucht. Als sie — viele Wochen vor dem Traum — diesen Teil ihrer Lebensgeschichte erzählte, antwortete sie auf meine Frage, ob sie damals die Möglichkeit einer Schwängerung erwogen hatte, entschieden verneinend: „Daran habe ich nie gedacht." In jeden dieser vier Männer hatte sie sich rasch verliebt, aber immer klar gewußt, daß sie keinen liebe. Niemals hatte sie gewünscht, einen von ihnen zu heiraten. Sicherlich, so sagte sie mit Nachdruck, hätte sie von keinem von ihnen ein Kind gewünscht, denn eine Frau wünsche sich nur ein Kind von dem Mann, den sie liebt. Jene Beziehungen, so behauptete sie manchmal, hätten sich wie im Halbschlaf abgespielt. Wegen ihrer Anmut früh von Bewerbern und Bewunderern umgeben, war sie Komplimenten leicht zugänglich gewesen. An keinen der Männer bestand eine stärkere Bindung. Sie war auch in jedem Fall rasch von ihrer anfänglichen Verliebtheit zurückgekommen. Sexuell war sie immer frigid gewesen. Zu ihrem jetzigen Gatten hatte sie sogleich eine starke Neigung gefaßt, die sich später vertiefte. Er war, seit sie ihn kannte, der Gegenstand ihrer zärtlichen und sinnlichen Phantasien.

Diese Züge der Lebensgeschichte der Patientin, die einen ausgeprägten Wahrheitssinn hatte, waren mir bald nach Beginn der Analyse bekannt geworden und waren seither des öftern zur Sprache gekommen. Sie wurden in der Stunde, in der der Traum berichtet wurde, von ihr nicht erwähnt. Ihre Kenntnis in Verbindung mit der wachsenden Einsicht in die Besonderheiten ihrer neurotischen Erkrankung befähigten mich, den Sinn des Traumes auch ohne hilfreiche Einfälle zu finden.

Wir haben gehört, daß die junge Dame ihren Mann liebt und durchaus kein Kind von einem andern Mann wünscht. Der manifeste Trauminhalt steht also im Gegensatz zu ihrer jetzigen Situation, in der sie sich glücklich fühlt. Der Traum tritt mit dem Anspruch auf, wirklich zu sein, drängt sich in ihren Tag und bringt ihr eine viele Stunden dauernde Verdüsterung. Wir wissen ferner,

daß sie sich in den Beziehungen zu jenen Männern niemals vor der Möglichkeit der Konzeption geschützt hat, ja nicht einmal daran „gedacht" hatte. Einer der Männer, Piet, hat oft davon gesprochen, sie schwanger zu machen. Hier eröffnet sich der Weg zum Verständnis des Traumes.

Er zeigt diese Möglichkeit, nämlich daß sie schwanger ist, ohne verheiratet zu sein, und nicht weiß, wer der Vater des Kindes ist, als Wirklichkeit. Er zeigt ihre Verzweiflung und den Entschluß, Selbstmord zu begehen. Er stellt also eine vergangene, mögliche Situation als eine gegenwärtige, real gewordene dar. Es hätte ja wirklich leicht so kommen können. Wir haben gehört, daß sie an eine solche Möglichkeit nie auch nur gedacht hat. Es scheint, daß der Traum diese unterbliebenen Gedanken und Sorgen nachholt. In ihm ist sie wirklich in diese schreckliche Lage gekommen: sie ist schwanger und weiß nicht, wer der Kindesvater ist. Der Traum, der eine vergangene Möglichkeit als Wirklichkeit der Gegenwart darstellt, sagt also: So hätte es kommen können.

Er würde seinem Charakter nach einem Gedanken oder einer Phantasie, die sich mit der Vergangenheit beschäftigt, entsprechen. Wir kennen wenigstens eine Anknüpfung an den Tag: die Bemerkung der Schneiderin, welche ihre jetzige Figur mit der des jungen Mädchens verglich. Von dort ausgehend hat der Traum den Gedanken: „wenn ich damals schwanger geworden wäre" als Wirklichkeit dargestellt.

Der Traum nähert sich hier seiner Natur nach am ehesten einer Dichtung, da er eine Schicksalsmöglichkeit als geschehen sieht. Die analytische Literaturforschung und Biographik haben die flache Annahme, daß der Dichter Geschehnisse des eigenen Lebens gestalte, indem er die Ichhülle abstreift und einiges an ihren Äußerlichkeiten verändert, abgewiesen. Es sind viel eher unterbliebene Möglichkeiten des Schicksals, von denen die Dichter in ihrer Produktion ausgehen. Die Phantasie, die der Konzeption vorangeht, knüpft nicht an die Erinnerung an: So war es, sondern an die Vorstellung: So hätte es werden können. Wie der Traum stellt die Dichtung diese Möglichkeiten, die im Charakter oder im eigenen Schicksal verborgen waren, als Wirklichkeiten dar. Was das Schicksal des Dichters hätte sein können, ist nun das Schicksal einer seiner Gestalten, mag es nun ein glückliches oder unseliges sein. In unserem besonderen Falle läßt sich unerwarteterweise sogar ein Beispiel belegen, das eine ganz ähnliche Situation, wie sie der Traum schildert, als entscheidend für eine dichterische Gestaltung zeigt. Man erinnert sich angesichts des Traumtextes sogleich an jene Erzählung, die durch ihre kühne Stoffwahl und ihren gleichsam gehämmerten Stil berühmt ist, an die „Marquise von O..." von Heinrich von Kleist. Man vergleiche die Einzelheiten des Traumtextes mit dem ersten Satz der Novelle, der wie mit einem Sprung mitten in ihre entscheidende Situation führt: „In M..., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, ließ die verwitwete Marquise von O..., eine

Dame von vortrefflichem Ruf und Mutter von mehreren, wohlerzogenen Kindern, durch die Zeitungen bekannt machen, daß sie ohne ihr Wissen in andere Umstände gekommen sei, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle und daß sie aus Familien-Rücksichten entschlossen wäre, ihn zu heiraten." Die Ähnlichkeit der Traumsituation mit der in der Erzählung beschränkt sich im Wesentlichen freilich nur auf diesen einen Zug,[1] daß eine wohlerzogene junge Frau nicht wissen soll, wer der Vater des von ihr erwarteten Kindes ist. (Die Träumerin, die einem entfernten Kulturkreis angehört, hatte übrigens weder von Kleist noch von jener Novelle jemals gehört.) Immerhin ist auch in der dichterischen Gestaltung die von der Patientin geträumte Situation zur Wirklichkeit geworden.

Man darf den „Wirklichkeitscharakter" der Erzählung mit dem Realitätsgefühl, das den Traum begleitet, zusammenstellen. Bei der Träumerin stammt es sicher aus der Vorstellung „So hätte es sehr leicht kommen können", beim Dichter aus der ähnlichen: So etwas könnte gewiß geschehen.

Der Traum kann nach seinen seelischen Eigentümlichkeiten eine Möglichkeit nicht anders darstellen wie eine Wirklichkeit, ein Vergangenes erscheint in ihm als Gegenwärtiges. Warum aber wurde der Traum überhaupt geträumt? Sein Inhalt hätte sich ja auch in einem Gedanken während des Tages oder einem peinlichen Tagtraum Ausdruck verschaffen können. Wir haben die ausdrückliche Versicherung der Träumerin zum Zeugnis, daß es nicht geschah. Auch die psychologische Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie sich bewußt nicht mit diesem Gedanken beschäftigt hat, denn sonst könnte sie seine Traumwirklichkeit nicht so erschüttert haben. Auch ihre besondere Art der seelischen Reaktion wäre hier anzuführen; sie ging unangenehmen Gedanken aus dem Wege und versuchte, sie „wegzudenken". Gerade beim Thema der Konzeption haben wir gehört, daß sie an diese Möglichkeit nie gedacht habe. Wir müssen ihr zumindestens glauben, daß sie bewußt kaum daran gedacht oder den Gedanken daran rasch unterdrückt hatte. Solche Vermeidung würde auch erklären, warum gerade dieser Gedanke jetzt, nachdem sich ihre Situation so entschieden geändert hat, aus der Versenkung auftaucht und sich ins Bewußtsein drängt. Er zeigt seine verborgene Kraft jetzt, da die Gefahr, daß es so kommen kann, gewichen ist und sie ein Kind von dem geliebten Mann erwartet.

Was soll die Aufgabe dieses Traumes innerhalb des seelischen Geschehens sein? Wir haben bisher nichts von einer Erfüllung unterdrückter Wünsche in ihm entdecken können. Die im Trauminhalt dargestellte Möglichkeit wäre ja die für ein Mädchenleben schrecklichste. Die Analyse kennt eine Reihe solcher

1) Es gibt kleine Ähnlichkeiten in Einzelzügen wie der verzweifelten Stimmung der Marquise von O. und der sozialen Ächtung der Geschwängerten.

Träume, die gerade das Gefürchtete geschehen lassen, den Träumer in einer schrecklichen Situation zeigen. Bei einer Anzahl von Träumen solchen Typus zeigt die analytische Deutung freilich, daß die gefürchtete Situation, so sehr sie im manifesten Trauminhalt hervortritt, nur den Rahmen bildet, in dem etwas anderes geschieht. Das Wesentliche ist dann ein verborgener Zug, der mit jener Situation zeitlich, örtlich oder durch bestimmte Umstände verbunden ist und dem eigentlich die verdrängten Wünsche gelten. Bei anderen Träumen läßt sich ein solcher verdeckter Wunsch nicht auffinden. In vielen solchen Fällen tritt der Trauminhalt in bewußten Gegensatz zum Tageswissen, was aber intensive Angst oder andere peinliche Affekte nicht ausschließt. Wenn in diesen Fällen Ängste im Traum auftreten, werden wir vermuten, daß sie früher bewußt nicht gefühlt oder nicht seelisch bewältigt wurden. Der Traum holt sie aus dem Dunkel, läßt den Träumer sie erleben und nimmt ihnen durch diese Art der Darstellung oder Präsentierung ihre seelische Macht. Die unterbliebene Angst wird im Traum nachgeholt und bewältigt. So werden alte Gefahren dem Ich in manchem Traum präsentiert, alte Schuld ihm vorgehalten, damit es sie zur Kenntnis nehme und damit fertig werde. Wenn man sich angesichts der Gefahr bewußt nicht gefürchtet hat, muß man die Angst nachholen, um seelisch gesund zu bleiben. Der Reiter, der nichts ahnend über den gefrorenen Bodensee reitet und später von der Gefahr, in der er schwebte, erfährt, sinkt in der bekannten Erzählung tot nieder. Der plötzlich anstürmende Angstaffekt war so stark, daß er den Mann überwältigte. Er starb an einem Schrecken, den er nicht nachholen konnte.

Die dem Bewußtsein unbekannt gebliebene Angst meldet im Traum ihren psychologischen Anspruch an. Sie erfüllt sozusagen nachträglich ihre Aufgabe als Warnungssignal. In dem Fall, der uns hier beschäftigt, bringt der Traum eine Angst, die nicht bewußt gewesen war, sowie ihre Ursache an die seelische Oberfläche. Das Schicksal, das der Träumerin im Falle einer Schwangerschaft, bei der sie den Kindesvater nicht angeben konnte, in ihrer kleinen, an strenge Konventionen gebundenen Stadt wartete, war nicht ungewiß. Sie hat, wie sie sagt, gar nicht an diese Möglichkeit gedacht; anders ausgedrückt: sie wagte gar nicht, daran zu denken. Da jetzt diese Gefahr gebannt ist, taucht die Möglichkeit wie gegenwärtig auf und erschreckt sie. Von einer Angst war ihr vorher kaum etwas bewußt gewesen. Nachdem ich ihr nach diesem Traum davon gesprochen hatte, erinnerte sie sich eines Romanes „Moeders, wat weet jullie van je dochters?" (Mütter, was wißt ihr von euren Töchtern?), der auf sie einmal einen starken Eindruck gemacht hatte. In diesem Roman wird geschildert, daß ein halbwüchsiges Mädchen, in strengbürgerlicher Umgebung erzogen, schwanger wird und Selbstmord begeht. Ihr Interesse war freilich stark, aber unpersönlich gewesen. Sie hatte in keiner Art während oder nach der Lektüre die Heldin mit sich selbst in gedanklichen Zusammenhang gebracht. So ferne eine solche Gleich-

stellung ihrem Bewußtsein lag, so nahe war sie ihr doch unbewußt. Das Mädchen in jener Erzählung war gewissermaßen eine Vertretung von ihr vor dem Schicksal, eine Stellvertreterin einer nicht erlebten Wirklichkeit. Es war bezeichnend, daß die Erinnerung an das Buch, an das sie viele Jahre lang nicht gedacht hatte, jetzt, da ich ihr meine Auffassung des Traumes mitgeteilt hatte, wie eine Bestätigung auftauchte.

Der Traum hätte nach unserer bisherigen Ansicht den Sinn, die Angst vor jener Möglichkeit nachzuholen. Es ist zuvorderst schwer, jene geheime Lusttendenz darin zu entdecken, die wir sonst am Grunde der Träume wirksam sehen. Er bewegt sich im Gebiet jenseits des Lustprinzips und bewältigt im nachhinein große Erregungsintensitäten, die der seelische Apparat zur Zeit des Geschehens bewußt nicht zur Kenntnis nehmen wollte. Die Aufgabe eines solchen Traumes kann im weiteren Sinn eine psychotherapeutische genannt werden. Er hilft dem Ich, mit alten, unerledigten Erlebnissen fertig zu werden, indem er plastisch und gegenwärtig zeigt, was hätte werden können. Indem so die Angst nachgeholt wird, wird sie zugleich — durch den Gegensatz zum Tageswissen — als überflüssig abgeführt.

In der späteren Vergegenwärtigung und Gegenständlichkeit von Möglichkeiten aber kann sich der Sinn eines solchen Traumes nicht erschöpfen. Die Funktion, die wir ihm da zuschrieben, gilt nur der obersten seelischen Schicht; ähnliche Träume, die freilich nur selten in der analytischen Literatur berichtet und gedeutet wurden, brauchen, wie Freud zeigte, der Wunscherfüllungstendenz nicht zu widersprechen. Sie zeigen zwar nicht die Erfüllung primitiver selbstsüchtiger oder sexueller Triebwünsche, aber die Befriedigung eines Strafbedürfnisses, das auf diese, vom Bewußtsein verpönten Wünsche reagiert. Auch in unserem Traum wird ein unbewußtes Strafbedürfnis befriedigt. Er zeigt ja, welches Schicksal die Träumerin eigentlich verdient hätte. Gerade eine solche Auffassung kann durch das Verhalten der Patientin mannigfache Bestätigung finden. Einige ihrer wichtigen neurotischen Symptome dienten der Befriedigung oder Beschwichtigung verborgener Straftendenzen. Auch Tagträume, die von ihr freilich unwillig empfangen wurden, weisen in diese Richtung. Ihr Vergleich mit dem Traum, den wir diskutieren, ist aufschlußreich, da sie eine ähnliche Struktur zeigen. Hier nur ein repräsentatives Beispiel: sie phantasiert, daß ihr Mann sie bald nicht mehr lieben werde. Dabei stellt sie sich lebhaft vor, daß sie einen solchen Gefühlswandel nicht aushalten könne. Sie weint viel und reist schließlich in einen fernen Weltteil, wo sie ein einsames, entbehrungsreiches und unglückliches Leben führt. Die von uns vermutete seelische Tendenz, die Tagträumen dieser Art zugrundeliegt, ist gelegentlich so bestimmt und klar, daß sie sich der Bewußtseinsschwelle nähert. So geht sie einmal durch ihre schöne Wohnung, sieht sich die geschmackvolle Einrichtung an und freut sich darauf,

die Möbel ihren Freundinnen zeigen zu können. Da hat sie für einen Augenblick das Gefühl: das alles sei nicht wirklich, sie sei nicht verheiratet, erwarte kein Baby. Die Sensation der Unwirklichkeit ihrer Situation könnte man in die Bewußtseinssprache übersetzen: es ist zu gut, um wahr zu sein. Es ist aber auffällig, daß diese Stimmung, die plötzlich auftaucht, in eine längere Depression mündet, die anscheinend völlig unmotiviert eintritt. Die Übereinstimmung zwischen dem Traum und der Sensation liegt in dem Gegensatz zwischen den wirklichen Umständen und dem Wirklichkeitscharakter, mit dem eine Schicksalsmöglichkeit sich dem Bewußtsein repräsentiert. So ist es, sagt der Realitätssinn. So kann es nicht sein, denn eigentlich müßte es anders sein, sagt das Strafbedürfnis. Es ist fast umgekehrt wie im Märchen: dort befindet sich der Held in großer Not oder Gefahr und phantasiert eine rettende oder beglückende Möglichkeit, die plötzlich, etwa durch das Eingreifen einer gütigen Fee, zur Wirklichkeit wird. Hier ist die Wirklichkeit fast „märchenhaft" und die Patientin ist gezwungen, sich eine große Not und Gefahr als wirklich vorzustellen. Dieser innere Zwang stammt zu einem Teil aus dem unbewußten Schuldgefühl, das ihr Erziehung und Tradition des Elternhauses vermittelt hatten. Eine abergläubische Angst, ähnlich der, welche die Griechen angesichts der Hybris fühlten, war im Laufe der Analyse bewußtseinsnahe geworden. Sie wurde noch durch allerlei äußere Zeichen — gleichsam Warnungssignale des Schicksals — genährt. Die „guten Freundinnen" ihrer Mädchenzeit hatten dafür gesorgt, daß allerlei dunkle Gerüchte über ihre Beziehungen zu Männern heimlich die Runde taten. Man tuschelte, sie sei auf eine schiefe Bahn geraten, werde ein schlechtes Ende nehmen und dergleichen mehr an Tröstungen der eigenen Selbstgerechtigkeit und des beleidigten „moralischen" Gefühles. Ihre Verlobung und Heirat mit einem geliebten Mann, der allgemeine Achtung genoß und dem ihre Vergangenheit kein Geheimnis geblieben war, kam den Freundinnen als eine unliebsame Überraschung. Es war wie ein Echo der Stimmen ihres Kreises in ihr selbst, wenn sie jetzt oft denken mußte: warum habe ich es eigentlich so gut? Mädchen aus ihrem Bekanntenkreis, die sich sehr zurückhaltend benommen und des Einen gewartet hatten, hatten nicht geheiratet oder eine unglückliche Ehe geschlossen. Sie aber, die es ihrer unbewußten Ansicht nach nicht verdient hätte, hatte ein so unerwartetes Glück gefunden. Und nun sollte sie dies gewöhnlich und gewohnt finden? Jedesmal wenn sie von einer unglücklichen oder auch nur sozial bescheideneren Ehe ihres Kreises hörte, verspürte sie jetzt ein dunkles Angstgefühl, das sich etwa in die Worte fassen ließe: warum sollte ich es soviel besser haben nach dem Leben, das ich geführt habe? Diese Angst trat nicht in bestimmterer Form auf. Sie klagte aber auffällig genug über allerlei kleine Mißgeschicke, die ihr im Alltagsleben zustießen. Es wurde mir langsam klar, daß sie aus so geringfügigen Vorfällen eine geheime Befriedigung hole, ja daß sie sie inszeniere.

So gerieten ihr die Kleidchen und Wäschestücke, die sie für das Baby strickte, regelmäßig zu groß oder zu klein; sie schnitt sich häufig in den Finger, wenn sie Brötchen zurecht machte, entging beim Überqueren der Straße mit Mühe einem vorbeifahrenden Auto usw. Es war deutlich, daß sie solche Zufälle arrangierte, um das Schicksal zu versöhnen und die Strafen, die es bereit haben mochte, durch eine Art Opfer vorauszunehmen und abzumildern. Diese Mißgeschicke dienten der Beschwichtigung des unbewußten Strafbedürfnisses und in letzter Linie dem Selbstschutz. Sie klagte freilich genug über diese Zufälle, aber als sie sich einmal beim eiligen Schließen einer Tür die Hand schmerzhaft eingequetscht hatte, kam ihr der Einfall: Gott sei Dank! Es war nicht schwer, die unbewußt gebliebene Fortsetzung zu erraten: Gott sei Dank, daß das geschehen ist. Da wird nichts Böseres passieren. Wie im religiösen Glauben der Griechen und Römer wird hier durch ein kleines Mißgeschick oder eine Versagung der Neid der Götter beschwichtigt.

Doch zurück zum Traum und seiner Auffassung. Er diente, sagten wir, der Bewältigung einer alten Angst, die nicht zum Bewußtsein gelangt war, doch in der Tiefe wirkte. Er holte diese Angst nach und beschwor sie für die Zukunft. Die Wunscherfüllung die wir sonst dem Traum zuschreiben, beschränkt sich hier auf Strafwünsche, die das Gewissen der Träumerin diktiert. Die Bestrafung war gefordert wegen Übertretung eines Sittenkodexes, den sie für sich und die Ihren anerkannte. Diese Übertretung kann gewiß als später Ersatz jener ursprünglichen Triebziele angesehen werden, denen das kleine Mädchen in früher Kindheit zustrebte.

Hier aber taucht die Frage auf: beschränkt sich die Wunscherfüllung dieses Traumes wirklich nur auf die Befriedigung solcher Selbstbestrafungstendenzen? Bedeutet der Widerspruch zu der wirklichen Situation nur das Nachholen der Angst, die in der „Gefahrsituation" nicht da war?

Wenn man den Traum, die Symptomatologie und die Tendenzen der Neurose der Träumerin zusammenhält, ergibt sich ein veränderter Aspekt. Man könnte sagen, die Patientin, die alte, längst gebannte Gefahren heraufbeschwört, die, um sich selbst zu erschrecken, die Unfälle und Mißgeschicke arrangiert, sich selbst schädigt und dabei doch eine dunkle Befriedigung verspürt, benimmt sich wie eine Masochistin, aber eine Masochistin besonderer Art. Ihr Sexualleben zeigt nichts, das auf masochistische Tendenzen hinwiese. Wenn man nur an den Traum denkt und zugleich bedenkt, welche Funktion er erfüllt, indem er eine gefürchtete Möglichkeit als eine erwünschte gestaltet, wäre man versucht, von einem masochistischen Traum zu sprechen. Hier, wie in ihren Phantasien und Selbstschädigungen findet sich jene dunkle Lust am Leiden, die für den Masochismus charakteristisch ist, deutlich genug. Jene Triebströmung ist freilich nicht direkt auf das sexuelle Leben beschränkt — dort spielt sie keine ausgesprochene Rolle —

sie erstreckt sich vielmehr auf das gesamte Leben, sie schreibt ein bestimmtes Verhalten vor.

Wenn vorbeigegangene Gefahren im Gang ihres Traumes wie Spuk auftauchen, so erfüllt sich eine geheime Bedingung ihrer Bedürfnisse, etwas wie eine Sehnsucht nach Unheil. Die Triebbedingung, die man etwa in den Satz fassen könnte „Aus Leiden Freuden" — eben jenen Satz, der das Wesen des Masochismus umschreibt, liegt hier. Kann man demnach von masochistischen Träumen reden? Ich meine: nein. Wohl aber kann man von Träumen sprechen, welche masochistische Wünsche erfüllen. Ein solcher Traum liegt hier vor. Der Widerspruch, der in dem Gegensatz ihrer wirklichen Situation und der geträumten mit soviel Wirklichkeitscharakter liegt, läßt eine nähere Bestimmung zu. Das ist die schreckliche Gefahr, sagt der Traum und die Stimmung des folgenden Tages. Eigentlich hätte es so kommen können, ja kommen müssen. Ihr alle, ja ich selbst war davon überzeugt, daß mich ein solches Schicksal erwartet. Es ist aber anders gekommen. Der Traum zeigt freilich nur den ersten Teil eines solchen Gedankenzuges als erfüllt und wirklich, den zweiten haben wir zu ersetzen, als eine verschwiegene Fortsetzung zu ergänzen. Was der Traum zeigt, sind nur die Obertöne, die Triebmelodie ist nur für feinere Ohren vernehmbar. Die Möglichkeit wird kraß, ja übertrieben als Wirklichkeit im Traum dargestellt. Sie beherrscht im Traum und in den folgenden Stunden das seelische Feld. Ihre Betonung ist notwendig, weil sie als psychische Bedingung des Masochismus vorausgeschickt wird. Die verborgenere Befriedigung, das Lustvolle ist im Traum nicht ersichtlich; es liegt auf einer Nebenlinie. Wie im Masochismus selbst ist das Phänomen das Resultat einer seelischen Akzentverschiebung. Wo aber haben wir jene Fortsetzung zu lokalisieren, wo verbirgt sie sich, auch vor dem Träumer? Ich meine, in jenem erhalten gebliebenen, doch verdunkelten Bereich des Bewußtseins während des Traumes. Wie mir scheint, weiß jeder Träumer auch während tiefen Schlafes, daß er nur träumt. Das bekannte Phänomen, bei dem die Erkenntnis „Ich träume nur" während des Träumens bewußt wird, wäre demnach nur ein Spezialfall, während bei allen Träumen jene Gewißheit verdunkelt wird, doch den Traum sozusagen von ferne begleitet.

Die Traumwirklichkeit in unserem Fall ist ernsthaft, ja tragisch und doch könnte darin ein spielerisches Element enthalten sein. Oder irre ich mich? Gewiß nur im Ausdruck. Es wäre richtiger, von einer Art innerer Heuchelei zu sprechen, einem Versteckenspielen vor sich selbst. Noch in der Tragik, die der Traum der Träumerin zeigt, liegt eine verborgene Süße. Sie will sagen: Sieh, so schreckliche Gefahren waren da, aber du bist doch an ihnen vorbeigegangen. Der ganze Spuk wird heraufbeschworen, weil ein heimlicher Triumph ihm folgt, ja weil die Bedrohung mit Erniedrigung und Leid die Bedingung dieses späteren Triumphes, der heimlichen Lust ist. Ist nicht derselbe seelische Mechanismus in der Fabri-

kation der kleinen Mißgeschicke wirksam, ist nicht auch ihre Depression zu einem Teil ein Paravent, hinter dem sich der Jubel über ihr Glück verbirgt? Sie klagt beständig, daß sie es nicht wert sei, aber sie triumphiert doch. Es ist, als hätte sie sich dem moralischen Urteil der Umwelt nur mit einem Teil ihrer Persönlichkeit angeschlossen, in einem anderen aber ist sie von unbeugsamem Willen wie so oft die Sanftmütigen, trotzt der Welt und ist stolz auf ihren Sieg, den Sieg, den sie über alle Unheilsverkündigungen, auch die in ihr selbst, errungen hat. Gewiß, die Befriedigung eines Strafbedürfnisses ist deutlich, die Angst vor der Vergangenheit und damit die für die Zukunft, wird verspürt. Die Depression nach dem Traum zeigt noch immer jene vergangene Möglichkeit als unheildrohend und wirklich am Horizont. Die Ränder der dunklen Wolke, die den Tag verdüstern, sind vergoldet von der Sonne, die hinter ihr und von ihr verdeckt aufsteigt.

Beiträge zur Psychologie der Eifersucht

Von

Edmund Bergler

New York

Freud[1] gibt drei Ursachen für das Verhalten des Eifersüchtigen an: die narzißtische Kränkung, die Projektion eigener Untreuewünsche auf das beschuldigte Objekt und die Abwehr unbewußt homosexueller Wünsche auf den Rivalen nach der Formel: „Ich liebe ihn ja nicht, sie liebt ihn." Freud hebt auch hervor, daß Eifersucht häufig bisexuell erlebt wird, d. h. „beim Mann wird außer dem Schmerz um das geliebte Weib und dem Haß gegen den männlichen Rivalen auch Trauer um den unbewußt geliebten Mann und Haß gegen das Weib als Rivalin als Verstärkung wirksam".[2]

Ernest Jones[3] hat darauf verwiesen, daß Eifersucht ihren Ursprung eher aus Angst und unbewußtem Schuldgefühl nimmt als aus der Liebe. Er faßt die Eifersucht als eine Erscheinung auf abnormer und neuropathischer Grundlage auf. „Die Eifersucht zeugt von einem Mangel an Liebesfähigkeit, Mangel an Selbstvertrauen, die, wie sich bei tiefgehender Forschung erweist, aus einem seit der Kindheit nicht überwundenen Schuldgefühl stammen und in der außerordentlichen Abhängigkeit vom geliebten Objekt auf eine Tendenz zur sexuellen Inversion hindeuten." Die Eifersucht gehe hervor: 1. aus Angst vor Verlust des geliebten Objektes, 2. aus Schamgefühl und Verletzung der Selbstliebe zufolge unbewußten Schuldgefühls, 3. aus Zorn, in dem das eifersüchtige Individuum Schutz findet, in dem es seinen Haß rechtfertigt, da er ihm das Empfinden verleiht, im Recht zu sein und ihm so sein verlorenes Selbstgefühl wiedergibt. Jones macht darauf aufmerksam, daß es bestimmten Typen von Eifersüchtigen in der Liebe eher darauf ankommt, geliebt zu werden als zu lieben.

Joan Riviere[4] beschrieb einen Eifersuchtstypus, bei welchem Eifersucht die Rolle eines Abwehrmechanismus spielt. Die Autorin schildert eine eifersüchtige Patientin, bei der die unbewußte Vorstellung vom Berauben im Vorder-

---

1) Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität. Ges. Schr., Bd. V.

2) In diesem Sinne spricht auch der Doppelsinn des Wortes „Eifersüchtig auf...", das gleichermaßen auf das ungetreue Objekt und den Rivalen verwendet wird, worauf R. Sterba hinwies.

3) Die Eifersucht. Psychoan. Bewegung, Bd. II, 1930.

4) Jealousy as a Mechanism of Defence. Int. Journ. of PsA., vol. XIII, 1932, resp. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

grund stand; konstant und unumgänglich war die Bedingung, alle ihre sexuelle Lust nur auf Kosten irgend einer anderen Person zu erwerben. Die unbewußt dominierende Onaniephantasie der Patientin lautete: „Ein junges Mädchen ist im Sprechzimmer eines Arztes, wird von ihm entkleidet und dann untersucht, eine andere Frau ist im Hintergrund." „Dabei fühlte die Patientin Entsetzen, Empörung und Wut, zugleich mit einer stark masochistischen Sexualerregung"... „Das Mädchen, das vom Arzt gedemütigt wird, während eine andere Frau im Hintergrund sich daran weidet, stellt die Patientin selbst dar, wie sie die Aufmerksamkeit und das Interesse des Mannes auf sich zieht und ihn durch die Enthüllung ihrer unwiderstehlichen Reize versklavt, dabei die andere Frau (= Mutter) seiner beraubt, sie entehrt und plündert"... „Daß der Arzt das Mädchen in sadistischer Weise entkleidete, war die Umkehrung der Situation, in der er als Werkzeug des Mädchens die Frau beraubte, um jenem alles zu geben"... „Wenn die Intensität der unbewußten Phantasie über ein gewisses Niveau stieg, wenn die Phantasie aktuell verwirklicht worden war oder daran war, verwirklicht zu werden, dann setzte eine Angstentwicklung von solchem Ausmaß ein, daß sie nur durch Projektion der Impulse auf andere und durch eine masochistische Wendung des sadistischen und des Raubantriebes gegen sich selbst erleichtert werden konnte. So erklärte die Patientin in den eifersüchtigen Stimmungen, daß ihr Mann und seine anderen Frauen „sie aller Dinge entblößten, sie verhöhnten, quälten, entehrten, sie seiner Liebe, ihrer eigenen Selbstachtung und ihres Selbstvertrauens beraubten, sie fortwarfen als ein Opfer, das vollkommen hilflos preisgegeben ist." „Aber das, genau das war es, was sie auf zahllose Arten, wie etwa in ihren Liebeleien, allen Personen ihrer Umgebung unbewußt zuzufügen versuchte." Die Autorin meint, daß bei dieser aus der oralerotischen und oralsadistischen Phase stammenden Phantasie „der einfache genitale Ödipuswunsch und die Eifersucht nur eine kleine Rolle spielen, ungeachtet des Umstandes, daß hier, wie man sagen könnte, ein Versuch gemacht wurde, die unbewußte Phantasie dadurch zu rationalisieren, daß sie zu Untreue- und Eifersuchtssituationen ‚genitalisiert' wurde... Eifersucht und Untreue können die Grundlage in den prägenitalen Schichten der oralerotischen und oralsadistischen Impulse haben... Was in diesem Fall (der Patientin) ungewöhnlich ist, ist die Art, wie — oder der Grad, bis zu welchem — das Ich dann die Dinge zum eigenen Vorteil kehrte und aus einer Phantasiesituation voller Wünsche und Ängste eine solche von Beruhigung (reassurance) und Abwehr schuf und sie so konzentrierte und stabilisierte... Die unaufhörlichen Anstrengungen der Patientin, durch Beraubung einer anderen Person Lust zu erlangen, waren Bemühungen, die sicheren Bedingungen der Kindheit, in denen eine beraubte und geschädigte Mutter immer vorhanden und immer gut war, zu wiederholen und wiederherzustellen, so daß über die Befriedigung rachsüchtiger und sadistischer

Motive hinaus die Anwesenheit und Teilnahme eines beraubten rechtmäßigen Besitzers, der dennoch seinen Verlust ertrug, zu einer conditio sine qua non für die Sicherheit des Ichs bei jedem Lustgewinn wurde..."

Fenichel[5] sieht den unbewußten Sinn der Eifersucht in einer Verdrängung oralsadistischer Impulse. Ich komme auf diese Arbeit noch zurück.

Ansonsten liegen — mit Ausnahme von Angaben über Psychose-Analysen von Eifersuchtswahn (R. Mack-Brunswick) — keine Beiträge zu unserem Thema vor.

*

Bei der analytischen Beobachtung eines Eifersüchtigen fällt vorerst zweierlei auf: die unbewußte psychisch-masochistische Lust, die der Eifersüchtige, sich selbst quälend, genießt, und die Voyeurlust, die mit der masochistischen Komponente verbunden, den Eifersüchtigen immer wieder dazu führt, sich die ungetreue Person in einer Liebesszene mit dem Rivalen vorzustellen.

Die masochistische Komponente hervorzuheben erscheint beinahe banal, da allgemein bekannt ist, daß „Eifersucht eine Leidenschaft" ist, „die mit Eifer sucht, was Leiden schafft" (Schleiermacher). Trotzdem wird diese Banalität erst verständlich, wenn wir uns den Aufbau des Ich-Ideals vergegenwärtigen (siehe unten).

Die Voyeurlust beim Eifersüchtigen ist weniger bekannt. Schon die Angaben der Eifersüchtigen, die Art, wie sie sich ausdrücken, weisen den Weg. Fragt man etwa einen eifersüchtigen Mann, was ihn am meisten quält, dann bekommt man in neun von zehn Malen folgende typische Antwort: „Wenn ich mir vorstelle, wie meine Frau den anderen küßt, mit ihm lieb ist" etc. Immer ist es der Zwang zum Sich-Ausmalen der gefürchteten Situation.[6] Man hat in vielen Fällen den Eindruck, daß sich das Ich des Eifersüchtigen diese Voyeurlust unter dem Deckmantel der Aggression gegen das Objekt erst gestattet, daß diese Voyeurlust also etwas besonders Verpöntes sein muß. Die nächste Frage lautet: Weshalb ist diese Voyeurlust so besonders verboten?

Eine Komponente des Verbotes liegt in der unbewußten Homosexualität des Eifersüchtigen, die Freud aufzeigte. Der eifersüchtige Mann identifiziert sich mit der ungetreuen Frau und genießt unbewußt die Vergewaltigungslust derselben. Diese passive Vergewaltigungslust wird in der Eifersucht doppelt genossen: in der vielfach zwanghaft auftretenden Vorstellung einer Liebesszene

5) Beitrag zur Psychologie der Eifersucht. Imago, Bd. XXI, 1935, H. 2.

6) Vgl. folgende Stelle in der zitierten Arbeit Freuds (S. 388): „Ich weiß auch von einem Manne, der sehr arg unter seinen Eifersuchtsanfällen litt und die nach seinen Angaben ärgsten Qualen in der bewußten Versetzung in das ungetreue Weib durchmachte." Man könnte von einem „visuellen Imperativ" bei der Eifersucht sprechen.

zwischen dem Rivalen und dem untreuen Objekt und in dem Überwältigtwerden durch das Erlebnis der Eifersucht: das „Immer-daran-denken-Müssen" wird in die psychische Vergewaltigung unbewußt eingebaut. Anders ausgedrückt: nicht erledigte Ödipusphantasien werden wieder aktiviert, wobei das Kind beide Rollen — die des vergewaltigenden Vaters und die der vergewaltigten Mutter — spielt. Vor allem wird aber das verdrängte Zuschauen-Wollen bei elterlichen Intimitäten mit konsekutiven Schuldgefühlen wieder mobilisiert.

Es gibt für diese Kombination von masochistisch-femininen, unbewußt-homosexuellen Wünschen mit Voyeurlust ein wenig bekanntes, sehr beweisendes Beispiel aus dem Leben Stendhals:[7] Stendhals große Liebe, Angiola Pietragrua betrog ihn mit einem gleichgültigen Mann; durch die Indiskretion der Zofe konnte Stendhal durch ein Oberlichtfenster einen Liebesakt des Rivalen mit Angiola mitansehen. Die Reaktion war vorerst ein — Lachkrampf, dann erst Wut. Merimée berichtet: „Stendhal sagte mir, die Sonderlichkeit der Sache und das Lächerliche der Situation hätten ihm zuerst eine tolle Lachlust verursacht und er habe sich richtige Mühe geben müssen, nicht herauszuplatzen und die beiden Sünder zu alarmieren. Erst nach geraumer Zeit sei ihm sein Unglück bewußt geworden." Wir wissen seit Freuds Arbeit über den Witz, daß „das Lachen entstehe, wenn ein früher zur Besetzung gewisser psychischer Wege verwendeter Betrag von psychischer Energie unverwendbar geworden ist, so daß er freie Abfuhr erhalten kann." Dieser ersparte „Besetzungsaufwand" muß also etwas Infantilem, vielleicht dem Schauen des elterlichen Koitus gegolten haben. Dafür sprechen viele Stellen aus Stendhals Autobiographie und seinen Werken — Stendhal war ein typischer narzißtischer Voyeur —, die ich in meiner Stendhal-Studie angeführt habe.

Nun ist aber nach Freud jedes Voyeurtum und jede Exhibition zutiefst narzißtisch. Ich habe auf die sich daraus ergebenden Konsequenzen in meinem Essay über Stendhal aufmerksam gemacht:

> Die Voyeurlust, von Freud in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" in die Psychoanalyse eingeführt, führt in dieser ein anerkanntes, aber wenig berufenes und beachtetes Schattendasein. Auch ist die Beziehung zwischen Sichselbst-Beschauen und den Anderen-Beschauen-Wollen (beides wird unter das Voyeurtum subsumiert), nicht klar differenziert. Die ursprüngliche Voyeurlust ist nach Freud autoerotisch, auf den eigenen Körper bezogen. Erst allmählich nimmt das Kind durch Vergleich mit dem eigenen Körper Personen der Außenwelt zur Kenntnis, die es u. a. sexuell lustvoll beschaut. Die Identifizierungen mit diesen Personen werden vorgenommen, um die bedrohte narzißtische Allmacht zu retten, und bilden einen Teil des Ich-Ideals, das also genetisch aus zwei Teilen aufgebaut ist: primärer Narzißmus des Ichs plus

7) „Stendhal — ein Beitrag zur Psychologie des narzißtischen Voyeurs". Vgl. E. Bergler: Talleyrand, Napoleon, Stendhal, Grabbe. Psychoanalytisch-biographische Essays. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien, 1935.

introjizierte Eltern, die mit dem eigenen Narzißmus bekleidet werden. Wenn also später positive Objektbeziehungen zustandekommen, handelt es sich immer um Projektionen des eigenen Ich-Ideals auf Objekte. Wendet man diese in „Übertragung und Liebe" formulierte Auffassung auf das Voyeurtum an, so ergibt sich, daß das Beschauen der Libidoobjekte ebenfalls nichts anderes ist als narzißtisches Selbstbeschauen mittels Projektion. Freilich ist das Ich durch die introjizierten Kindheitspersonen ausgeweitet worden. Der Kern jedes Beschauens ist somit narzißtisch, da der Mensch nur ein wirkliches Libidoobjekt besitzt: das eigene Ich. Der Mensch hat sozusagen kein anderes Organ, um zum sogenannten Objekt zu gelangen, als über seinen eigenen Narzißmus. Nur soweit sich dieser in anderen spiegeln, d. h. das eigene Ich vom aufs „Objekt" projizierten Ich-Ideal geliebt werden kann, wird das Objekt positiv getönt psychisch zur Kenntnis genommen.

Dieser narzißtische Vorgang bei jedem Voyeurtum: jedes lustvolle Beschauen des andern ist Selbstbeschauen (Beschautwerdenwollen), wurde bisher ein wenig vernachlässigt, trotz der Freudschen Mahnung.

Ganz ähnlich — quoad Narzißmus — liegen die Verhältnisse bei der Exhibition. Bei jeder Exhibition handelt es sich vorerst darum, daß der Zuschauer zum Voyeur gemacht wird, mit dem der Exhibitionist sich identifiziert. Somit kommt es über das Objekt wieder zum narzißtischen Selbstbeschauen. Das hat Freud in „Triebe und Triebschicksale" angedeutet, als er hervorhob, daß „Exhibition das Beschauen des eigenen Körpers mit einschließt" und „der Exhibitionist das Entblößen derselben (der eigenen Person) mitgenießt".

Exhibition hat ein aktives, Voyeurtum ein passives Triebziel.[8]

Kehren wir zu Stendhal zurück. Daß sein Voyeurtum narzißtisch war, wird nun ebenso eindeutig, wie dies bei seiner Exhibition der Fall war. Das ständige Hinschielen nach dem Leser von 1880, 1900, 1935 bedeutet also ein Sichselbstbeschauen auf dem Umweg über die Identifizierung mit den Lesern von 1935.

Ergänzend zur Voyeurkomponente des Eifersüchtigen sei auf die inkonstantere, doch sehr häufig vorkommende exhibitionistische Tendenz verwiesen. Wenn der Eifersüchtige sein Unglück öffentlich preisgibt (Erzählen, Mitleidswerbung, öffentlicher Gerichtssaalbericht etc.), beschaut er — wie oben ausgeführt — mittels Identifizierung mit dem Zuhörer wieder narzißtisch sich selbst.

*

Wir wollen nun die masochistische Lust des Eifersüchtigen näher betrachten. Diese Lust ist sekundär und entspricht einer Erotisierung einer Über-Ich-Bestrafung. Anders ausgedrückt: woher stammt die später ubw lustvoll genossene Depression des Eifersüchtigen?[9]

Die einfachste Erklärung wäre die narzißtische Kränkung, die der Eifersüchtige durch die Vorstellung, das Objekt liebe nicht ihn, sondern den Rivalen, erleidet.

8) Näheres im Abschnitt „Aktivität und Passivität" der gemeinsamen Arbeit des Verf. mit Eidelberg: Der Mammakomplex des Mannes. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIX, 1933, H. 4.

9) Daß hinter der Depression und den „Minderwertigkeitsgefühlen" der Eifersüchtigen ödipale unbewußte Schuldgefühle verborgen sind, haben Freud und Jones aufgezeigt.

Doch trägt diese Erklärung, so wichtig sie auch sein mag, nicht weit. Die Frage lautet nämlich: was sieht der Liebende in seinem sogenannten Liebesobjekt?

In einer gemeinsamen Arbeit des Verfassers mit L. Jekels [10] wurde zu zeigen versucht, daß der Prozeß der zärtlichen Liebe in einer Projektion und nachfolgenden Re-Introjektion des eigenen Ich-Ideals auf das sogenannte Liebesobjekt besteht. Das Ich-Ideal entspricht dem „Du sollst"-Anteil des Über-Ichs, entsteht genetisch durch Introjektion der Autoritätspersonen und ist triebpsychologisch desexualisierter Eros. Der „Du darfst nicht"-Anteil des Über-Ichs — trägt doch nach Freud das Über-Ich ein „Doppelantlitz" — enthält destruktive Elemente, für welchen Anteil des Über-Ichs wir den Namen „Dämon" vorgeschlagen haben. Der ganze Vorgang der Liebe ist mit dem Schuldgefühl untrennbar verbunden, da Liebe auch ein Antidotum gegen das ubw Schuldgefühl ist. Nur wo eine nennenswerte Spannung zwischen Ich und Ich-Ideal besteht, hat das Ich die Tendenz, dem Dämon das Quälinstrument des Ich-Ideals zu entwinden. Dieses Aus-der-Hand-Schlagen des Quälinstruments — das Vorhalten der Diskrepanz zwischen Ich und Ich-Ideal ist die übliche Form, mit welcher der Dämon dem Ich Schuldgefühle verschafft — geschieht durch Projektion des in der Not vom Ich phantasierten gütigen Ich-Ideals aufs Objekt, wodurch die Fiktion geschaffen wird, daß zwischen Ich und Ich-Ideal keine Spannung besteht, wobei der Dämon zur zeitweiligen Ohnmacht verurteilt ist.

Der Liebende erleidet also bei der Eifersucht folgendes: der Dämon hält dem Ich den Spiegel des Ich-Ideals vor und zeigt dem Ich die Diskrepanz zwischen dem ungetreuen Objekt und dem phantasierten Ich-Ideal auf. Daraus resultieren für das Ich Schuldgefühle. Dem Dämon kommt es begreiflicherweise gar nicht darauf an, gegen das ungetreue Objekt gerade wegen der Untreue zu protestieren, da der Dämon gegen jede Objektbeziehung ist. Die Untreue des geliebten Objekts gibt dem Dämon lediglich eine wirksame Waffe gegen das Ich in die Hand. Die unbewußten Schuldgefühle des Eifersüchtigen, die sich an der psychischen Oberfläche als Depression manifestieren, beziehen sich also auf zweierlei: auf das crimen laesae majestatis gegen den Dämon, begangen durch die sogenannte Objektbesetzung [11] im Vorgang der „Liebe" mit konsekutiven Strafen von Seiten des Dämons, und zweitens auf die Enttäuschung des Ichs am eigenen Ich-Ideal. Diese Enttäuschung wird dem Ich durch Vorhalten des „stummen Modells" des Ich-Ideals durch den Dämon eingebläut.

Die tiefste Ursache, weshalb Eifersucht so quälend ist, ist in dieser Enttäuschung am eigenen Ich-Ideal begründet. Es ist somit immer die eigene Person getroffen.

10) Übertragung und Liebe. Imago, Bd. XX, 1934, H. 1.

11) Der Dämon stellt bekanntlich an das Ich die widerspruchsvollsten Forderungen: so ist er unter anderem auch gegen jede Objektbesetzung, da sich das Ich durch solche entlastet.

Die Enttäuschung, die der Eifersüchtige am eigenen Ich-Ideal erlebt, ist aber zugleich auch eine Enttäuschung am eigenen Narzißmus. Vergessen wir nicht, daß das Ich-Ideal aufgerichtet wurde, um den infantilen Größenwahn zu schützen. Das Ich machte mit der Elterninstanz ein unbewußtes Kompromiß, nahm sie psychisch ins Ich-Ideal auf, bekleidete sie mit dem eigenen Narzißmus, um die Illusion der ungestörten Allmacht und somit die narzißtische Einheit aufrecht erhalten zu können. Die Enttäuschung am Ich-Ideal in der Eifersucht aktiviert den uralten narzißtischen Konflikt aus der Infantilzeit und zeigt die Erfolglosigkeit der Konzession.

*

Fenichels eingangs zitierte Behauptung, der Eifersucht liege die Verdrängung oralsadistischer Impulse zugrunde, stützt sich auf die auszugsweise Mitteilung des Analyse eines Falles einer oral regredierenden Frau im Klimakterium. Fenichel nennt seinen Aufsatz „Beitrag zur Psychologie der Eifersucht", spricht aber bei seinen Schlußfolgerungen so, als handle es sich nicht um einen Spezialfall, sondern um die Psychologie der Eifersucht. Interessant ist der im Titel angekündigte Beitrag, obwohl sich schon gegen die Formulierung, Neid plus Haß ergeben Eifersucht, Bedenken geltend machen. Soweit aber Fenichel Allgemeingültigkeit für diesen Beitrag beansprucht, erhebt sich Widerspruch, da für die These, Eifersucht habe stets eine orale Basis, kein Beweis erbracht wird (Fenichel nennt übrigens seine eigene Meinung ein „Vorurteil") und diese Behauptung mit der Klinik, die Eifersucht auf allen Libidostufen vorfindet, in Konflikt gerät. Gewiß ist das an und für sich noch kein Beweis, wenn bloß eine orale Basis feststellbar wäre. Davon ist m. M. nichts zu finden und die Oralität liefert nichts Spezifisches für das Phänomen Eifersucht. Fenichel ist — wie ich meine — eine Verwechslung zwischen Neid bei einer oral regredierenden Patientin und der supponierten Oralität als angeblicher Basis der Eifersucht unterlaufen. Bei einer erst zu schaffenden Typologie der Eifersucht wird zu zeigen sein, daß Eifersucht bei oralen, analen, urethralen und phallischen Typen sehr verschieden aussieht, da bekanntlich orale, anale, urethrale und phallische Menschen auf Versagungen verschieden reagieren.

Fenichels Aufsatz stellt den Versuch einer Modifikation der Ansichten von Joan Riviere dar: während die englische Autorin Eifersucht bei einem bestimmten Typus als oralen Abwehrmechanismus auffaßt, behält Fenichel die Oralität als vermutliche Genese bei, behauptet aber, daß es sich um eine Fixierung handelt,[12] wobei er einen Spezialfall noch generalisiert. Mit meiner Ablehnung

12) Joan Riviere wendet sich in ihrem Nachtrag vom November 1935 zu ihrem Aufsatz (Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936) scharf gegen diese Ableitung: „Fenichel möchte diese unbewußte Phantasie als einen direkten Ausdruck eines fixierten oralsadistischen Impulses ansehen.

der angeblichen generellen oralen Genese der Eifersucht steht nicht im Widerspruch, daß die Eifersucht bei oralen Typen tatsächlich gewisse Sonderheiten aufweist. Diese Patienten konstellieren unbewußt stets die Situation der bösen, versagenden, präödipalen phallischen Mutter, sie jagen nicht der Erfüllung ihrer direkten Wünsche nach, sondern der Enttäuschung und dem schuldgefühlsfreien Ausleben der Aggression. Sie sind typische „orale Pessimisten", wie ich sie am klinischen [13] und literarischen [14] Material beschrieb. Die Charakteristika sind: Der orale Pessimismus stellt eine narzißtische Schutzmaßnahme des Ichs dar, da sich der Pessimist durch gedankliche Vorwegnahme künftigen Unheils vor seinem Schreckgespenst — der Düpierte zu sein — schützt. Es sieht so aus, als hätte sich der Pessimist mit der Tatsache, daß alles im Leben mißlingt, abgefunden, doch erträgt er diese Tragödie nur um den Preis eines narzißtischen Lustgewinns, den er aus der richtigen Voraussage schöpft. Dieses krampfhafte „Sich-nicht-düpieren-lassen-Wollen" läßt vermuten, daß der infantile Allmachtswahn des Pessimisten besonders empfindliche Schläge in allerfrühester Kindheit erlitten haben muß, d. h. diese Menschen begnügen sich nicht mit den üblichen Restitutionsversuchen der verlorenen narzißtischen Einheit. Gerade dieses Fixiertbleiben an die Enttäuschung macht das Krankhafte aus und bedingt die Unfähigkeit zur Objektbesetzung und Liebe, die die normalen narzißtischen Restitutionsversuche darstellen. All dies läßt die Vermutung aufkommen, daß der orale Pessimist unbewußt immer in seinen Unheilsprophezeiungen gegen die phallische Mutter polemisiert, etwa nach der Formel: Ich habe ja immer gewußt, daß du mich nicht liebst. Neben selbstquälerischer Lust wird dabei die phallische Mutter ins Unrecht gesetzt und ad absurdum geführt. Denn diese verbirgt sich bei oralen Pessimisten stets hinter dem erst später vermännlichten supponierten „Schicksal". Dieses chronische Ins-Unrecht-Setzen dient doppeltem Zweck: es schafft ein Stück Lust aus dem schadenfrohen Ausleben der unbewußten Aggression und

Selbst wenn die dominierende Phantasie meiner Patientin bewußt und diese fähig gewesen wäre, aus ihrer Verwirklichung Befriedigung zu ziehen (in welchem Fall sie als sexuell pervers und als asozialer Charakter zu bezeichnen wäre), würde ich ihm nicht zustimmen." Joan Riviere polemisiert auch mit vollem Recht gegen die unpräzise, an wichtigen Stellen mißverständliche Wiedergabe ihrer Gedanken durch Fenichel. Zum Zeitpunkt, in welchem ich einen Vortrag über Eifersucht hielt (November 1935), lag mir lediglich das Referat Fenichels über die Arbeit von J. Riviere vor — das englische Original war mir unzugänglich, die deutsche Übersetzung erschien erst Ende Mai 1936. Ein nachträglicher Vergleich des Referates Fenichels mit der Originalarbeit von J. Riviere führte zu einer Umarbeitung dieses Teiles meines Aufsatzes.

13) Über einige noch nicht beschriebene Spezialformen der Ejakulationsstörung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XX, 1934, resp. Int. Journal. of PsA., vol. XVI, 1935. Further Observations on the Clinical Picture of Psychogenic Oral Aspermia. Ebendort, vol. XVIII, 1937, H. 2. — Über Ejaculatio praecox. Psychiatrische en Neurologische Bladen (Amsterdam), Märzheft 1937. — Zusammenfassende Darstellung des ganzen Problems in meiner in Buchform erschienenen Monographie „Die psychische Impotenz des Mannes". Medizinischer Verlag Hans Huber, Bern, 1937.

14) Vgl. Imago, Bd. XX, 1934, und „Talleyrand, Napoleon, Stendhal, Grabbe"; Kap. IV.

nimmt ein Stück Über-Ich-Bestrafung vorweg, indem es die peinliche Vorstellung der Nichterfüllung verschafft. Der orale Pessimist leitet aus diesen ständigen Enttäuschungen die Berechtigung zu seinem Haß gegen die erhöhte Mutterimago ab, da er im späteren Leben gar nicht mehr der Erfüllung seiner Kinderwünsche, sondern der Kindheitsenttäuschung nachjagt. Sehr klar ist dies bei Grabbe nachweisbar, der sich ohne jede reale Begründung und unter Pensionsverzicht als Staatsbeamter abbauen ließ und nun vom Gelde seiner Frau leben wollte. Obwohl Grabbe genau wußte, wessen er sich von seiner habgierigen und geizigen Frau zu versehen hatte, ließ er es doch darauf ankommen, von ihr abhängig zu sein, offenbar um sie als „Gebende" ad absurdum zu führen und daraus neue „Berechtigung" zu Aggressionen abzuleiten. Die Frau verweigerte jede Hilfe und wollte die Ehe trennen, resp. die Gütergemeinschaft aufheben lassen. Dies führte u. a. zur polizeilich erzwungenen Aufnahme des Schwerkranken in das Haus seiner Gattin.

Die Eifersucht dieser Oralen hat den unbewußten Sinn, die präödipale Mutter auch auf diesem Spezialgebiet des „Nicht-Gebens" von Liebe, resp. oralen Liebesäquivalenten als bösartig zu demonstrieren. Dabei drängt sich die Frage auf, weshalb eigentlich eine Dreier-Beziehung — jede Eifersucht setzt eine solche voraus — konstelliert wird, während doch auf der präödipalen oralen Stufe bloß eine Zweier-Beziehung vorlag. Für die englischen Kollegen entfällt diese Frage, da für sie infolge der Vorverlegung der Vorstadien des Ödipuskomplexes schon in den frühen Beziehungen des Kindes zur Mutter immer auch der Vater mitenthalten ist. Wer dies nicht annimmt, müßte erklären, weshalb statt der Zweier-Beziehung die Dreier-Beziehung in der Eifersucht aufscheint, resp. müßte letzten Endes die Möglichkeit der Eifersucht auf oraler Basis überhaupt leugnen. Es entspricht übrigens besser der bisherigen Verwendung des Wortes Eifersucht, wenn man es für die Beziehungen der phallischen, resp. genitalen Stufe anwendet. Ein der Eifersucht ähnlicher Tatbestand, der sich auf oraler Stufe abspielt, wird besser durch die Bezeichnung „Neid" gekennzeichnet, was auch J. Riviere hervorhebt. So weit man von einer Dreier-Beziehung auf der oralen Stufe sprechen kann, wird damit offenbar bloß der Neid auf ein zweites die Brust noch bekommendes Kind gemeint. Fenichel vertritt zwar den Standpunkt, Eifersucht entstehe durch Verdrängung oral-sadistischer Impulse gegen die Mutter der Präödipalzeit, doch entgeht ihm diese Schwierigkeit — Dreier-Beziehung statt Zweier-Beziehung — bei der Polemik gegen Mrs. Riviere völlig. Ich selbst stehe auf dem Standpunkt der „Zweier-Beziehung" der Präödipalzeit,[15] meine aber — in partieller Übereinstimmung

15) Siehe „Der Mammakomplex des Mannes" von Verf. und Eidelberg. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIX, 1933.

mit Mrs. Riviere —, daß die Eifersucht z. T. „phallisiert", resp. „genitalisiert" ist, d. h. erst auf höheren Stufen — wenn auch mit Inhalten tieferer Entwicklungsschichten — ausgedrückt werden kann. Den von J. Riviere für einen bestimmten Typus beschriebenen ausgesprochen geistvollen Sicherheitskoeffizienten im Abwehrmechanismus der Eifersucht kann ich bestätigen und werde das Material in einer demnächst erscheinenden Studie über einen Typus von Schizophrenie publizieren.

*

Im Problem der Eifersucht gibt es eine psychologisch besonders heikle und bisher nicht ganz geklärte Stelle: wovon hängt es ab, ob der Liebende das ungetreue Objekt oder den Rivalen aggrediert?

Das „Rasen", d. h. die Aggression des Eifersüchtigen ist in zwei Gruppen unterteilbar: seine aggressiven Handlungen können sich — schematisch ausgedrückt — gegen ihn selbst oder gegen das Objekt richten. Im ersten Fall handelt es sich um einen Triumph des Eros über den Destruktionstrieb: um ein sekundäres Sexualisieren von Strafen. (Gemeint ist natürlich bloß die masochistische Selbstquälerei und nicht die radikale Selbstvernichtung, bei der die thanatischen Elemente die Oberhand behalten.)

Richten sich die Tat-Aggressionen gegen das Objekt, so gibt es — wieder schematisch — zwei Möglichkeiten: der Eifersüchtige kann das ungetreue Liebesobjekt oder den Rivalen aggredieren. Wovon hängt das ab?

Das Rekurrieren auf den Ödipuskomplex gibt keine stringente Antwort, da es unklar bleibt, weshalb der Eifersüchtige z. B. in einem Falle die Mutterimago, im anderen die Vaterimago aggrediert und für sein Unglück verantwortlich macht.

Der Liebende projiziert sein Ich-Ideal auf das Objekt. Eine Aggression des Objekts entspricht demnach einer verschobenen Selbstaggression. Das Objekt erfüllt also in diesem Sinne eine seiner vornehmsten Aufgaben: das Ich vor Selbstaggression zu schützen, deshalb so unvollständig, weil der Eifersüchtige zum Objekt eine ambivalente Einstellung hat.

Aggrediert aber der Eifersüchtige den Rivalen, dann aggrediert er wieder sich selbst, da eine unbewußte Identifizierung mit diesem beim Eifersüchtigen besteht.

In beiden Fällen ist also die Aggression — beim Objekt und beim Rivalen — vor allem Selbstaggression. Deshalb ist die Eifersucht so quälend. Trotzdem muß eine Differenz in der Wahl der Umschaltung zum eigenen Ich vorliegen.

Auch die übliche Erklärung mit der unbewußten Homosexualität läßt im Stich, da in jedem Falle die ganze Bisexualität [16] ins Ich-Ideal projiziert wird und der

16) E. Weiss: Über eine noch nicht beschriebene Phase der Entwicklung zur heterosexuellen Liebe (Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XV, 1929) meint, der liebende Mann projiziere auf das Objekt seine Weiblichkeit, durch die „Ich-Passage" der Mutterimago werde sie aber dem genuinen Ich ähnlicher.

homosexuelle Anteil der Objektbeziehung zutiefst nichts anderes aussagt, als daß man sich im andern narzißtisch liebt.

Bliebe nur noch der quantitative Faktor. Bevor man auf ihn rekurriert, gäbe es folgende Möglichkeit: man muß bei jeder Liebe unterscheiden, ob der Liebende aktiv lieben oder passiv geliebt werden will. Beide Typen gehen auf das Geliebtwerden wollen zurück. In „Übertragung und Liebe" haben wir diesen Unterschied folgendermaßen formuliert:

„Es gibt hier nachstehende Alternative: entweder erscheint das Objekt an die Stelle des Ich-Ideals gesetzt, zu dem das Subjekt, der Liebende, als Ich eingestellt ist, oder es waltet der umgekehrte Sachverhalt vor, nämlich es agiert der Liebende selbst sein Ich-Ideal und reduziert das Objekt zum Ich.

Diese beiden Mechanismen im psychischen Vorgang des Liebens haben eine ganz deutliche Entsprechung in den Erscheinungsformen der Liebe, soferne wir uns bloß an die extremen Endglieder der langen und mannigfaltig nuancierten Skala halten, in der sie sich manifestiert. Denn auf der einen Seite kennen wir einen Typus des Liebenden, der zum Objekt hinaufblickt, in sichtlicher Unterordnung zu ihm steht, die Fürsorglichkeit des Objektes verlangend und genießend, mit starker Forderung nach Gegenliebe, nach dem „auch Geliebtwerden". Das andere Extrem wird vom Typus des Liebenden dargestellt, der sich in der ganz entgegengesetzten Haltung gefällt, dem es überwiegend um das Patronisieren, Bevormunden, Fürsorgen und Spenden zu tun ist, und bei dem auf der Erwiderung der Liebe, dem „auch Geliebtwerden" ein ungleich schwächerer Nachdruck zu liegen scheint.

Man kann füglich zur Unterscheidung der beiden hier skizzierten Spielarten die erste als die weibliche, die zweite aber als die männliche Liebe bezeichnen. Diese vorgeschlagenen Bezeichnungen richten sich jedoch lediglich nach dem allerdings weitaus überwiegenden Eindruck, ohne daß wir ein durchgängiges, ausnahmsloses Zusammenfallen dieser Liebesformen mit dem entsprechenden Geschlecht behaupten würden.

Es erscheint überflüssig zu betonen, daß die psychologische Verschiedenheit der beiden Liebestypen in keiner Weise gegen die Behauptung verstößt, daß der Liebe der Sinn innewohne, den Dämon zu entwaffnen. Bloß die Methode ist bei beiden Typen eine verschiedene. Denn wo das männliche Lieben sich die Attribute des Ich-Ideals arrogiert, um so jegliche Spannung zwischen ihm und dem Ich zum Verschwinden zu bringen, erzielt es das weibliche Lieben durch die Illusion, daß es das Ich-Ideal zufriedenstelle, da es von ihm geliebt werde."

Der Typus des geliebtwerdenwollenden Mannes wird seine Aggression gegen das ungetreue Objekt, d. h. die Frau, wenden, also gegen sein Ich-Ideal rebellieren. Der Dämon sieht dem protestlos zu, da jede Objektaggression Selbstaggression

des projizierten Ich-Ideals ist. Auch behandelt der Liebende sein Objekt so, wie sein Ich vom Dämon traktiert wird.

Der aktiv Liebenwollende stellt im Objekt sein Ich dar, während er sein Ich-Ideal agiert. Eine Enttäuschung am Ich führt zu einem großartigen Verleugnungsmechanismus, indem das ganze verliebte Ich durch Aggression des Rivalen negiert wird. Es ist, als würde ein Verbrecher seine Mittäterschaft an einer bestimmten Tat durch Verbrennen der Kleider und Vernichten der geringsten Spuren ableugnen wollen. Man könnte einwenden, das Ich sei ja das ungetreue Objekt, weshalb der Umweg über den Rivalen? Die Antwort lautet, daß es sich bei diesen exquisiten Narzißten um einen weitgehenden Alibibeweis handelt: der eifersüchtige Mann dieses Typus wird sich vielmehr mit dem männlichen Rivalen als mit der keineswegs hoch geschätzten Frau identifizieren. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der eifersüchtigen Frau des Typus der Aktivliebenwollenden: sie schätzt den Mann, den sie als zu beschützendes Kind empfindet, nicht so hoch ein, als daß er vorwiegendes Objekt der Identifizierung für das eigene Ich werden könnte. Deshalb wendet sie sich gegen die Rivalin.

Schematisch ergibt dies, daß der Eifersüchtige des Typus „Geliebtwerdenwollen" — gleichgültig ob Mann oder Frau — das entgegengesetzte Geschlecht aggredieren wird. Umgekehrt wird der Eifersüchtige des Typus: „Aktivliebenwollen" — gleichgültig ob Mann oder Frau — das gleichgeschlechtliche Objekt als Zielscheibe seiner Aggression wählen:

Eifersüchtige des Typus:	Geschlecht	
	Mann	Frau
Geliebtwerdenwollen	aggrediert untreue Frau	aggrediert untreuen Mann
Aktives Liebenwollen	aggrediert Rivalen	aggrediert Rivalin

*

Eifersucht reduziert sich demnach auf eine narzißtische Enttäuschung am eigenen Ich-Ideal, resp. Ich mit konsekutiven, vom Dämon im Über-Ich dem Ich zudiktierten Schuldgefühlen. Diese Schuldgefühle werden in verschiedenem Ausmaß sexualisiert und masochistisch genossen. Je nachdem, ob es sich um den Typus des Geliebtwerdenwollenden oder den des Aktivliebenwollenden handelt, sind die Verleugnungsmechanismen verschieden: Aggression und Ressentiment gegen das ungetreue Objekt oder den Rivalen.[17] Eine entscheidende und unerläßliche Bedingung bei

17) Sollte diese meine Beobachtung, die am klinischen Material gewonnen wurde, auch von anderen Analytikern bestätigt werden, dann wird aus der Art der Eifersucht ein Schluß auf die Art der Liebe zulässig sein.

der Eifersucht stellt das narzißtische Voyeurtum [18] (resp. die narzißtische Exhibition) über den Umweg des Objektes dar. Eifersucht ist ein rein narzißtischer Vorgang, der sich des Objekts bloß als Kulisse bedient, eine Erkenntnis, die schon La Rochefoucauld hatte, als er behauptete, in der Eifersucht sei viel mehr Eigenliebe als Liebe.

Zusammenfassung

Nach Besprechung der grundlegenden Arbeiten von Freud, Jones und Riviere zum Eifersuchtsproblem werden in Fortführung dieser Untersuchungen folgende drei Gesichtspunkte hervorgehoben: 1. Der Eifersüchtige genießt unbewußt Voyeurlust; 2. das Schmerzhafte der Eifersucht liegt in der Enttäuschung am eigenen Ich-Ideal, d. h. am eigenen Narzißmus, welche Enttäuschung z. T. auch aus psychischem Masochismus unbewußt provoziert und perpetuiert wird; 3. die Entscheidung, ob der Eifersüchtige das enttäuschende Objekt oder den Rivalen aggrediert, hängt vom Liebestypus ab.

ad 1: Voyeurlust. Jede Eifersucht enthält implicite einen „visuellen Imperativ", der zum Vorstellen einer Liebesszene zwischen dem ungetreuen Objekt und dem Rivalen zwingt. Schon die sprachlichen Angaben der Eifersüchtigen beweisen dies. Fragt man etwa einen eifersüchtigen Mann, was ihn bei seiner Eifersucht am meisten quält, dann erhält man regelmäßig die Antwort: „Wenn ich mir vorstelle, wie meine Frau den Rivalen küßt, mit ihm lieb ist..." etc. Immer ist es der Zwang zum Sich-Ausmalen der gefürchteten Situation, der sekundär mit der masochistischen Komponente liiert wird.

ad 2: Enttäuschung am eigenen Ich-Ideal. Unter Anwendung der in „Übertragung und Liebe" von Jekels und dem Verfasser skizzierten Auffassung des Liebesvorgangs, wonach die zärtliche Liebe eine Projektion des eigenen Ich-Ideals auf das Objekt darstellt, wird darauf verwiesen, daß der „Dämon" (= destruktive Elemente des Über-Ichs) dem Ich die Diskrepanz zwischen dem phantasierten, ewig liebenden Ich-Ideal und dem realen ungetreuen Objekt (d. h. dem realisierten Ich-Ideal) aufzeigt. Auf diese Weise werden dem Ich Schuldgefühle zudiktiert und derart der Sinn des ganzen Liebesvorganges — Antidotum gegen das Schuldgefühl und Aufhebung der Spannung zwischen Ich und Ich-Ideal — zunichtegemacht. Somit reduziert sich das Quälende der Eifersucht auf die Enttäuschung am Narzißmus, eine Enttäuschung, die sekundär wieder unbewußt sexualisiert und masochistisch genossen wird. („Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.")

ad 3: Wahl des aggredierten Objektes. Das Problem der Eifersucht

18) Ich habe in einer Reihe von Fällen die Beobachtung gemacht, daß pathologische Eifersucht stets nur dort auftrat, wo eine analytisch beobachtbare Verstärkung der Schautriebkomponente vorlag.

schließt eine heikle und bisher nicht ganz geklärte Frage ein: wovon hängt es ab, ob der Eifersüchtige das ungetreue Objekt oder den Rivalen aggrediert? Neben quantitativen Faktoren der ubw Homosexualität, der Passivität usw. ist es vor allem der Liebestypus, der hierfür entscheidend ist. In „Übertragung und Liebe" werden folgende zwei Möglichkeiten beschrieben: Entweder erscheint das Objekt an Stelle des Ich-Ideals gesetzt, zu dem das Subjekt, der Liebende, als Ich eingestellt ist (Typus I), oder es waltet der umgekehrte Sachverhalt vor, nämlich es agiert der Liebende selbst sein Ich-Ideal und reduziert das Objekt zum Ich (Typus II). Die Erscheinungsformen sind völlig different: Typus I — „Geliebt-Werden-Wollen" — blickt zum Objekt hinauf, ist in sichtlicher Unterordnung zu ihm, verlangt und genießt die Fürsorglichkeit des Objektes mit starker Betonung des Wunsches nach Gegenliebe. Das andere Extrem (Typus II) — „Aktives Liebenwollen" — wird vom Typus des Liebenden dargestellt, der sich in der ganz entgegengesetzten Haltung gefällt, dem es überwiegend um das Patronisieren, Bevormunden, Beschützen, Fürsorgen und Spenden zu tun ist und bei dem auf der Erwiderung der Liebe, dem „Auch Geliebtwerden" ein ungleich schwächerer Nachdruck zu liegen scheint. Der Typus des geliebtwerdenwollenden Mannes wird seine Aggression gegen das ungetreue Objekt, d. h. die Frau wenden, also gegen sein Ich-Ideal rebellieren. Der Dämon sieht dem protestlos zu, da jede Objektaggression Selbstaggression des projizierten Ich-Ideals ist. Auch behandelt der Liebende sein Objekt so, wie sein Ich vom Dämon traktiert wird. Der aktiv Liebenwollende stellt im Objekt sein Ich dar, während er sein Ich-Ideal agiert. Eine Enttäuschung am Ich führt zu einem großartigen Verleugnungsmechanismus, indem das ganze verliebte Ich durch Aggression des Rivalen negiert wird. Man könnte einwenden, das Ich sei ja das ungetreue Objekt, weshalb der Umweg über den Rivalen? Die Antwort lautet, daß es sich bei diesen exquisiten Narzißten um einen weitgehenden Alibibeweis handelt: der eifersüchtige Mann dieses Typus wird sich vorwiegender mit dem männlichen Rivalen als mit der keineswegs hochgeschätzten Frau identifizieren. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der eifersüchtigen Frau des Typus der aktiv Liebenwollenden: sie schätzt den Mann, den sie als zu beschützendes Kind empfindet, nicht so hoch ein, als daß er vorwiegendes Objekt der Identifizierung für das eigene Ich werden könnte. Deshalb wendet sie sich gegen die Rivalin.

Schematisch ergibt dies, daß der Eifersüchtige des Typus „Geliebtwerdenwollen" — gleichgültig ob Mann oder Frau — das entgegengesetzte Geschlecht aggredieren wird. Umgekehrt wird der Eifersüchtige des Typus „aktiv Liebenwollen" — gleichgültig ob Mann oder Frau — das gleichgeschlechtliche Objekt als Zielscheibe seiner Aggression wählen.

Somit ist aus der Art der Eifersucht ein Schluß auf die Art der Liebe möglich.

Über die Beziehungen zwischen der psychoanalytischen und behaviouristischen Begriffsbildung[1]

Von

Walter Hollitscher

London

Es ist, wie ich glaube, von einiger Wichtigkeit, die Frage, welche Beziehungen zwischen den vorliegenden Lehrmeinungen der psychoanalytisch verfahrenden Psychologen und denen der Behaviouristen bestünden, von einer Diskussion der Beziehungen der psychoanalytischen und behaviouristischen Begriffsbildung zu unterscheiden. Mit ihr wollen wir uns an dem heutigen Abend beschäftigen.

Wenn etwa zwei Geographen es unternehmen, zwei Teile der Oberfläche unserer Erde zu erforschen und dann damit beginnen, die Resultate ihrer Forschungs- und Vermessungsarbeiten zu vergleichen, so setzen sie, die Verträglichkeit oder Unverträglichkeit ihrer allgemeinen Ergebnisse beurteilend, voraus, daß sie die Worte ihrer Beobachtungsschilderungen in gleicher Weise verwenden. Sollten sie durch die Eigenheiten ihres Forschungsgebietes dazu veranlaßt worden sein, neue Worte zu seiner Beschreibung einzuführen oder etwa alten für ihre Zwecke eine präzisere Bedeutung zu verleihen, so würden sie dies, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich vermerken und eine Erläuterung oder gar Definition dieser Worte angeben. Zu welchen Verwirrungen hätte es Anlaß gegeben, wenn unsere beiden Geographen, ein Preuße und ein Österreicher um 1870, die typischen Ausmaße gewisser geographischer Formationen in Meilen angegeben hätten, der eine von ihnen darunter aber stillschweigend die damals geltende deutsche geographische Meile, der andere die österreichische Postmeile verstanden wissen wollte.

In der Geographie sind solche Verschiedenheiten des verwendeten Begriffsinstrumentariums höchst selten; sie beschränken sich etwa darauf, daß einer, der in der Wüste seiner Feldarbeit nachgeht, zur Einführung mancher anderer Begriffe angeregt wird, als der, der in der Arktis forscht. Es wäre daher höchst überflüssig und pedantisch, einer Untersuchung über die Beziehungen zwischen

---

1) Vortrag, gehalten in der wissenschaftlichen Arbeitsgruppe des Wiener psychoanalytischen Lehrinstitutes im Jänner 1938.

den Forschungsresultaten eines Arktis- und eines Wüstengeologen eine Diskussion der Beziehungen ihrer Begriffsbildung voranzuschicken. Denn für einen Wissenschafter liegt ein Anlaß, Logik zu treiben, gewöhnlich nur dort vor, wo es über der Unklarheit der verwendeten Worte zu Mißverständnissen kam.

In der Psychologie liegen die logischen Verhältnisse zumeist ungünstiger als im Betriebe der Geographie. Die Forscher finden bereits eine höchst mannigfaltige, dem Sprachgebiete nach durchaus verschiedenartige psychologische Alltagssprache vor, sie modifizieren sie und passen sie ihren speziellen Forschungs-Interessen und -Absichten an, von ihrem psychologischen Schulunterricht beeinflußt und mit Vorliebe ein wenig nach einer der herrschenden philosophischen Richtungen schielend.

So ergibt es sich leicht, daß man in verschiedenen Worten über ähnliches oder gar dasselbe spricht, zuweilen mit demselben Worte durchaus Verschiedenes meint, terminologische Konflikte für sachliche hält, oder terminologisch den Frieden schließend, sachliche Differenzen übersieht; ein Zustand, der eine logische Analyse als wünschenswert erscheinen läßt.

Ich möchte diesen Zustand zunächst an den üblichen Meinungen, die Behaviouristen und Psychoanalytiker voneinander hegen, exemplifizieren.

Fingiert man die Worte, in denen einer, der die Psychoanalyse schätzt, seine Stellungnahme zu den Gedankengängen der Behaviouristen im Selbstgespräche ausdrücken würde, so lauteten sie etwa folgendermaßen: Man fühlt, angesichts der phrasenlosen, durchaus redlichen Verfahrensweise der Behaviouristen Sympathie für ihre Bemühungen und sieht ihre vom Geiste eines puritanischen Empirismus getragenen Untersuchungen in höchst erfreulicher Weise von den vagen und pathetisch vorgetragenen Allgemeinheiten mancher anderer Schulpsychologien sich abheben. Allerdings erhebt sich bisweilen der Verdacht, daß dieser Empirismus allzu „schleichend" vorgehe, daß seine Enthaltsamkeit von allgemeineren Aussagen mehr einem Notstande als einer Tugend entspreche: daß er nämlich nicht zu den zentralen Problemen der Psychologie vorgedrungen sei, also zu solchen, deren Lösung das Interesse der Psychologen mit Recht beanspruchen könne. Und, was noch schlimmer ist: daß ihm dies mit seinen Methoden auch kaum gelingen könne. Dies, so meint man bisweilen, sei aus Gründen prinzipieller Natur verständlich: denn, wie könne eine Psychologie, die sich auf die Beschreibung des V e r h a l t e n s zu beschränken beabsichtigt, ihrem Gegenstande, zu dem doch zweifellos auch die Erlebnisse zählen, gerecht werden?

Versucht man es, die Gefühlshaltung eines Behaviouristen zu dem, was er von der Psychoanalyse erfahren hat, zu kennzeichnen, so stellt sie in manchem ein Gegenbild dar. Nur pflegt er weniger Sympathie für die Analyse zu fühlen. Und dies weniger aus thematischen denn aus methodischen Gründen. Während er, in mühsamer Experimentalarbeit mit Ratten in Irrgärten, die Elemente des be-

dingten und unbedingten Verhaltens zu erkennen hofft und das Verhalten der Menschen zu erklären oder zumindest modellmäßig zu illustrieren sucht, während er sorgsam beobachtet und seine Resultate nach Maß und Zahl in wiederholbarer Versuchstechnik tabuliert, findet er in der psychoanalytischen Literatur Aussagen von beträchtlicher Allgemeinheit, in einer ihm unbekannten und für jeden Einzelfall nicht rekonstruierbaren „Versuchsanordnung" gewonnen und in einer Sprechweise von eigenartig metaphorischem Charakter vorgetragen. Es ist nicht zu leugnen, so wird er meinen, daß die Analytiker von Fragen erheblichster psychologischer Relevanz sprechen. Aber in welcher Weise tun sie dies! Der Sinn der Worte ihrer „topologischen, dynamischen und ökonomischen" Metaphern ist in den Wissenschaften, denen sie diese Worte entlehnt haben, klar. Aber in ihrem neuen, psychoanalytischen Anwendungsbereich ist er von geradezu schleierhafter Halbdurchsichtigkeit. Ja, häufig macht es den Eindruck, daß ihre Aussagen ins Sinnleere, schlimmer noch: ins Metaphysische abgleiten. Will man uns vom Gegenteil überzeugen, so trage man uns den Gehalt der analytischen Aussagen in einer Sprache vor, mit der wir aus dem unproblematischen Alltagsgebrauch, besser noch, aus dem der exakten, physikalischen Wissenschaften oder durch unsere eigenen behaviouristischen Sprechgewohnheiten vertraut sind! Dann erst werden wir uns in der Lage sehen, ihre Richtigkeit zu beurteilen.

Einen Teil der Vorwürfe der Analytiker gegen die Behaviouristen muß ich aus Gründen der Zeit aus diesem Referate ausschließen. Jedoch die Frage, ob denn die Sätze der Behaviouristen überhaupt Aussagen der Psychologie sein können, da sie doch nur Verhaltensbegriffe enthielten, soll uns beschäftigen und ebenso die, ob denn der Gehalt der psychoanalytischen Sätze in einer objektiven, wenn man will, behaviouristischen Sprache restlos ausdrückbar sei. Die Beantwortung dieser Frage setzt voraus, daß man durch eine logische Analyse den Charakter der behaviouristischen und psychoanalytischen Wissenschaftssprache geklärt hat. Sie sehen, wir sind, in etwas anderer Wendung, wieder bei der Frage unseres Vortragsthemas nach den Beziehungen zwischen der behaviouristischen und psychoanalytischen Begriffsbildung angelangt.

Die Antwort auf diese Frage ist mit den Mitteln der logischen Analyse zu suchen. Was aber ist unter der logischen Analyse eines Satzes, hier der Aussagen des Behaviourismus oder der Psychoanalyse, zu verstehen?

Eine tatsächlich klärende Antwort auf diese Frage ist ohne Weitläufigkeiten, die anzuhören ich Ihnen in diesem Berichte nicht zumuten kann, kaum zu geben. Ich möchte aber von einer Art von „Faustregel" sprechen, die bei der logischen Analyse empirischer Sätze gute Dienste geleistet hat. Sie besagt, daß man den Sinn einer Aussage versteht, wenn man die Methode kennt, mit der sie zu prüfen ist. Man formuliert dies gewöhnlich so: „Der Sinn eines Behauptungssatzes ist die Methode seiner Verification." Eine schlichte Besinnung zeigt, daß man das,

was ein Satz besagt, erst verstanden hat, sobald man im Stande ist, anzugeben, unter welchen Umständen man ihn bestätigt oder entkräftigt nennen würde. Tatsächlich antwortet ja jeder, wenn man ihn befragt, was er mit einem Satze meine, indem er möglichst genau und in gewohnten Worten in anderen Sätzen die Umstände auszumalen sucht, unter denen er sich entschließen würde, zu sagen, daß das zutrifft, was der Satz besagt. Sind auch diese Sätze noch erklärungsbedürftig, so setzt man dieses „Reduktionsverfahren" fort und zwar solange, bis diejenigen Sätze, welche die den ursprünglichen Satz bewährenden Umstände schildern, nur mehr Worte enthalten, deren Gebrauchsregeln dem Sprachkundigen — zumindest in dem vorliegen Kontext — hinlänglich genau bekannt sind. Dann erklärt man den Sinn des Satzes als hinlänglich geklärt.

Das sind ja nur Trivialitäten — wenn auch wahre. Aber es ist von beträchtlicher Bedeutsamkeit, sie beim Wissenschafttreiben nicht zu vergessen.

Dem Verfahren der Sinnanalyse werden wir jetzt folgen, wenn wir uns die Frage vorlegen: ob und wie es möglich ist, diejenigen Sätze, die man üblicherweise der Psychologie zurechnet, in eine objektive Sprache zu übersetzen, so wie es die Behaviouristen für möglich und manche Analytiker für unmöglich erklären. Es ist allerdings dabei nötig, sich vorerst die typische Struktur einer objektiven Aussage klar zu machen; denn auf sie — so fordern es ja die Behaviouristen — sollen ja die Sätze der Psychologie sich als reduzierbar erweisen, falls und soweit sie legitim sind.

Es ist aber nicht abzusehen, wie wir uns diesen Umweg ersparen könnten; bei näherem Zusehen scheint es sogar kein Umweg zu unserem ersten Ziele zu sein: der Beurteilung der Möglichkeit einer Psychologie in behaviouristischer Sprache. Ich möchte Sie daher um Geduld bitten, auch wenn ich von einigen Dingen sprechen sollte, die anscheinend recht weit von unserem Thema abliegen.

Welches ist nun diese typische Struktur eines objektiven, etwa eines physikalischen Satzes? Ist sie durch den Hinweis auf die räumlichen Angaben, die in ihm vorkommen, zu kennzeichnen? Es sind in der Tat die Beziehungen zwischen dem Auftreten räumlicher Bestimmungen in diesen Sätzen und ihrer Überprüfbarkeit mit beliebigen Sinnen und durch beliebige Personen (ihrer intersensuellen und interpersonellen Überprüfbarkeit), die ihre Untersuchung als paradigmatisch für die der Objektivität der Wissenschaft schlechthin zu machen verspricht; also auch für die der psychologischen Wissenschaft. Machen wir es uns ein für alle Male an einem Beispiel mit einiger Ausführlichkeit klar!

Wenn ich etwa einen geöffneten Zirkel betrachte, so sehe ich seine Spitzen, bei einer bestimmten Einstellung, als zwei Punkte an bestimmten Stellen meines Gesichtsfeldes. Diese ausgezeichneten Stellen — „Singularitäten" heißen sie mit einem Kunstausdruck — nähern sich einander, durchlaufen in bestimmter Ordnung die Stellen meines Gesichtsfeldes, wenn ich den Zirkel schließe, und be-

rühren endlich einander, wenn er geschlossen ist. Diese Stellung der unmittelbaren Nachbarschaft der Zirkelspitzen im Gesichtsfelde nennt man (mit einem hier etwas ungenauen Ausdruck) ihre „Koinzidenz". Wären die Spitzen hinreichend fein und entfernt, so hätten wir sie tatsächlich zur Koinzidenz: zum Zusammenfallen in unserem Gesichtsfelde bringen können.

Wiederholen wir nun diese Veranstaltung! Wir bringen jetzt aber dabei unsere Handflächen immer näher an die Zirkelspitze heran. Sobald wir die Hautoberfläche die Zirkelspitze berühren sehen, verspüren wir im „Tastfelde" (wie wir die Mannigfaltigkeit möglicher Stellen gleichzeitiger Tasterfahrungen nennen wollen) zwei Druckempfindungen. Bei heftigerer Berührung zwei Schmerzstellen im Schmerzfelde und, ist der Zirkel erwärmt oder abgekühlt, zwei Wärme- oder zwei Kältestellen im Wärme-, beziehungsweise im Kältefeld. Nähern wir nun im Gesichtsfelde die Zirkelspitzen einander, lassen sie aber dabei mit der Haut in Berührung, so verspüren wir, wie die Druckstellen — in bestimmter Ordnung die Stellen des Tastefeldes passierend — aufeinander zuwandern und schließlich (bei hinreichend feinen Zirkelspitzen) unmittelbar nebeneinander zu liegen kommen oder gar nur mehr als eine Druckstelle fühlbar sind, also koinzidieren. Den Singularitäten im Gesichtsfelde und dem, was wir ihre „sichtbare Annäherung" zu nennen gelernt haben, entsprechen also Singularitäten im Tastfelde (beziehungsweise im Schmerz-, Wärme- oder Kältefeld) und dem, was wir deren „getastete Annäherung" zu nennen gewohnt sind.

Gewöhnlich, in der „Physik des Alltagslebens", drücken wir uns ja weit weniger umständlich aus. Man sagt: „Ich habe den Zirkel geschlossen" und versteht darunter, daß sich der so Sprechende die geschilderten Seh- und Tasterfahrungen jederzeit verschaffen kann. Eigentlich wollen wir darunter aber mehr verstanden wissen: daß nämlich jeder beliebige meinen Satz überprüfen kann. Wir haben nämlich die Erfahrung gemacht, daß nicht nur ich, wenn ich meine Fingerkuppe heftig auf eine Zirkelspitze aufstoßen sehe, einen „Schmerzensschrei" ausstoße, sondern daß dies auch jeder andere tut, wenn es ihm zustößt; und daß er — falls er die Sprache richtig erlernt hat — auf Befragen ebenso von seinem Schmerz spricht, wie ich von meinem spreche, wenn meine Hand die gestochene gewesen wäre; und daß er berichtet, die Berührung seiner Fingerkuppe mit jener Spitze ebenso gesehen zu haben wie ich. Diese Erfahrungen, daß die Koinzidenzen in unserem Sehfelde denen in unserem Tastfelde in der geschilderten Weise entsprechen und, daß andere (die nicht darauf ausgehen, uns zu täuschen) unter denselben Umständen dasselbe Wahrnehmungsverhalten zeigen wie wir und analoge Wahrnehmungssätze aussprechen, hat ja den alltäglichen und wissenschaftlichen Sprachgebrauch der physikalischen Sätze angeregt und ermöglicht, in denen wir davon sprechen, „daß ein Zirkel in diesem Zimmer geschlossen wurde", und in denen wir weder ein Wahrnehmungswort ver-

wenden, das darauf hinweisen soll, in welchem Sinnesfelde er zu prüfen ist, noch einen Personennamen, der anzugeben hätte, von wem. So ist das Vorliegen dieser Entsprechungen und ihre Ordnung die Voraussetzung dafür, daß wir Gelegenheit haben von „Zirkelspitzen" zu sprechen, anstatt von „Singularitäten im Seh- und Tastfeld, die einander so und so entsprechen" und intersensuell und interpersonell überprüfbare, kurz objektive Aussagen über sie zu machen.

So haben wir und andere die Möglichkeit, im Sehfelde gewonnene Erfahrungen über Zirkelspitzen im Tastfelde überprüfen zu lassen und können einem Blinden auftragen, nachzutasten, was ein Sehender angeschaut hat. Das Bestehen dieser geordneten Entsprechungen und damit die Gelegenheit, in physikalischen Sätzen über unsere Erfahrungen zu sprechen, ist von allen, die aufmerksam genug waren, selbst das Alltägliche zu bemerken, als „Zufall" bezeichnet worden — allerdings als ein für unsere Welt und wissenschaftliche Sprache höchst charakteristischer Zufall. Dies heißt aber nichts anderes, als daß dies ein Fall unter anderen denkmöglichen ist (und „mögliche Fälle" nennen wir solche, die zu beschreiben wir vorgesehen haben).

Unser Beispiel hat — in rohen Umrissen — gezeigt, wie Wahrnehmungssätze, in denen von der Bewegung punktförmiger Gestalten in den verschiedenen Wahrnehmungsräumen (unseren Zirkelspitzen) gesprochen wird, in die physikalische Sprache übersetzt werden, und das heißt: wie, angeregt durch die Entsprechungen verschiedener Wahrnehmungssätze, ein physikalischer Satz über die Bewegung von Zirkelspitzen im physikalischen Raum gebildet wird, der durch jene Wahrnehmungssätze überprüfbar, auf sie nach bestimmten Verfahren rückführbar ist.

Sehen wir nun zu, wie etwa ein Wahrnehmungssatz, der über die Farbe dieser Zirkelspitzen spricht, in dem also, neben einem Gestaltterminus (der den Ort der Spitze im Wahrnehmungsfeld angibt) ein Farbwort vorkommt, intersensuell und interpersonell formulierbar zu machen ist. Wiederum setzt dies das Bestehen bestimmter Satzentsprechungen voraus. Wenn eines meiner Augen etwa völlig farbenblind ist, das andere aber farbtüchtig, so kann ich dennoch mit meinem farbuntüchtigen Auge die Aussage überprüfen, die ich durch meine Beobachtung mit dem farbtüchtigen Auge gewonnen habe. Immer nämlich wenn mein farbtüchtiges Auge das Gelb meiner Messingzirkelspitze sieht — wobei ich das andere Auge geschlossen halte — sehe ich dann mit meinem geöffneten farbenblinden Auge (nun das farbtüchtige geschlossend haltend) auf einem mit Prisma und Blende erzeugten Spektrum, das sich mir einäugig Farbenblindem bei weißem Licht als Lichtband mit verschiedener Helligkeitsverteilung darbietet, an einer bestimmten Stelle eine Linie beziehungsweise ein Band. Diese Helligkeitsbeobachtung entspricht also jener Farbbeobachtung; die Regelmäßigkeit dieser Entsprechung macht die, mittels der Zäpfchenorgane meines Auges ange-

stellten Beobachtungen durch die mit den Stäbchenorganen gewonnenen überprüfbar. Bringe ich nun etwa an die Stelle meines Auges ein Band von Photoelementen, das durch einen sinnreichen Mechanismus etwa eine Klaviatur in Bewegung setzt, derart, daß jeder Stelle des helligkeitsempfindlichen Bandes eine Taste entspricht, so kann ich an dem Klang, der ertönt, wenn eine bestimmte Stelle des Photoelementes von einer Gruppe von Spektrallinien getroffen wird, die Farbe des Gegenstandes, die ich mit meinem gesunden Auge sah, „abhören" oder, falls ich nicht nur blind, sondern auch taub bin, „abtasten", wenn die Taste niedergeschlagen ist. Diese Reihe von Entsprechungen macht meine Farbenaussage für mich und — gemäß der am ersten Beispiel dargelegten Weise — für andere, mit anderen Sinnen, nachprüfbar, macht sie zur ableitbaren Folge einer objektiven intersensuellen und interpersonellen Aussage. Ist es mir bekannt, ob der überprüfende Beobachter farbtüchtig oder farbenblind ist — und die Kriterien hierfür lassen sich wiederum in einem objektiven Satz aussprechen — so vermag ich aus meiner physikalischen Aussage über die „Zirkelspitzenfärbung" abzuleiten, welche Farbworte in seinem Wahrnehmungssatze auftreten werden. (Falls er die Wahrheit spricht; und ob er dies tut, läßt mich ein „physikalischer" Satz über seine Wahrheitsliebe oder Lügenhaftigkeit erwarten.)

Wir haben es bisher unterlassen, uns die Frage zu stellen, wie andere Personen es feststellen, ob ich bei meiner Beobachtung g e s e h e n, g e h ö r t, oder g e t a s t e t habe und wie ich dies an anderen zu überprüfen suche. Die Beantwortung dieser Frage ist von nicht unbeträchtlicher Bedeutsamkeit: sie hat den Wahrnehmungsterminis selbst, die in unseren Beobachtungssätzen aufzutreten pflegen („ich sehe dies..., ich höre dies..., ich schmecke dies..., ich empfinde Freude, Hunger, Durst...") einen Inhalt zu geben, dessen Vorliegen sich in einem tatsächlichen Verfahren von anderen feststellen lassen muß, wenn diesen Worten in unserer Sprache eine praktische Funktion zufallen soll.

Es ist bei der Angabe der Bedeutung dieser Wahrnehmungsworte allerdings erhebliche Aufmerksamkeit am Platze: man wird hier leicht von unserer „positivistischen Faustregel" irregeführt. Sie besagte ja, daß man den Sinn einer Aussage verstehe, wenn man die Methode kenne, mit der sie geprüft wird („Der Sinn eines Satzes ist die Methode seiner „Verification"), und dementsprechend, die Bedeutung eines Wortes verstehe, wenn man die Umstände angeben könne, unter denen es zu gebrauchen sei, exakter: die Regeln seiner Verwendung. Nun bedarf es eines Kommentares, was hier unter „Methode der Prüfung" zu verstehen ist. Sollen wir die tatsächliche angewendete Prüfungsmethode immer darunter verstanden wissen oder sollen wir es zulassen, daß jemand sagt, er habe für einen Satz wohl eine Prüfungsmethode vorgesehen und könne sie uns genau angeben, aber die Umstände machen ihre Durchführung empirisch unmöglich

und so sei er gezwungen, diesen Satz nur indirekt zu überprüfen oder seine Prüfung inzwischen völlig zu suspendieren?

Erlauben Sie mir, ein illustrierendes Beispiel anzugeben. Offensichtlich meinen ja etwa die Astronomen, wenn sie einem veränderlichen Stern vom Delta-Cephei-Typus seiner Helligkeitskurve wegen eine bestimmte absolute Leuchtkraft und damit eine bestimmte Entfernung zuschreiben, mit der Aussage: „Dieser Stern ist ungefähr so und so weit entfernt" mehr, als daß sie an ihm eben diese Helligkeitsschwankungen tatsächlich beobachtet hätten. Nach Naturgesetzen, deren Kenntnis man an günstigeren Objekten hatte sichern können, stehen Helligkeitsschwankungen dieser Art in Korrelation zu Entfernungsaussagen, die man unmittelbarer gewinnen konnte. Nun erwartet man, daß diese Korrelation allgemein gilt, und schließt aus dem Vorliegen der Schwankung auf die sonst damit korrelierte Entfernung. Sicherlich aber würden die Astronomen, falls es ihnen gelingen sollte, die Entfernung einer solchen Delta-Cephei-Veränderlichen weniger indirekt, etwa parallaktisch zu messen, die Resultate dieser Messung als Bestätigung oder Widerlegung ihrer früheren Entfernungsaussage betrachten; und daran würden wir erkennen, daß sie eine Prüfung dieser Art als entscheidend vorgesehen hatten, daß sie also uns zeigt, was jene Astronomen mit-gemeint hatten, als sie von „Entfernung" sprachen.

Sollte einmal ein Weltraumschiff zu den Sternen fliegen und ein Meßband hinter sich herziehen, dessen Eichung nach dem Pariser Urmeter vorgenommen wurde, so wäre es, wie ich meine, eine erhebliche Enttäuschung für unsere Astronomen, wenn der Maßstab nach der Landung am Monde statt bis ungefähr 380.000 km zum Beispiel bis 700.000 km abgelaufen wäre. Diese Enttäuschung wäre für uns ein Indiz, daß sie, obwohl sie vorher niemals Gelegenheit hatten, ihre trigonometrischen Meßresultate so mit Meßbandmessungen zu vergleichen wie ihre tellurischen Kollegen, dennoch deren gewohnte irdische Entsprechung vorausgesetzt hatten.

Diese Beispiele hatten den Zweck, verständlich zu machen, warum wir dem Worte „Prüfungsmethode" kommentierend hinzuzufügen beabsichtigen, daß es besagen solle: „als Prüfung v o r g e s e h e n e Methode", und daß wir inzwischen die Frage offen lassen wollen, ob die Methoden, die wir anwenden um zu überprüfen, ob andere s e h e n, h ö r e n und t a s t e n, die einzigen und endgültigen sind (falls es solche überhaupt gibt), die wir für diesen Zweck vorgesehen haben.

Diese Sinnesworte spielen ja in unserer Alltagssprache eine recht merkwürdige Doppelrolle. Wenn mich nämlich jemand fragt, ob ich sicher sei, jetzt diese gelbe Farbe zu s e h e n, so weiß ich zuerst nicht recht, was ich ihm antworten soll. Denn einerseits läßt sich daran, daß dieses Gelb „gesehen" wurde, ebensowenig zweifeln, wie etwa daran, daß „3" eine Zahl ist. Denn ich habe es ja festgesetzt, daß „3" ein Zahlwort ist und ebenso, daß „gelb" in diesem bestimmten Kontext

ein „Seh-wort" genannt werden soll, also zu einer Familie von Terminis gehört, die für einander sinnvoll substituierbar sind; (und der etwa das Wort „schrill" ebenso fremd ist, wie der Begriffsfamilie der Zahlworte etwa das Wort „gelb"). So ist es ebenso gehaltleer zu sagen „3 ist eine Zahl" wie „gelb wird gesehen", da ja festsetzungsgemäß „3" ein Zahlwort und „gelb" ein Seh-wort ist und die Behauptung des Gegenteils nicht etwa empirisch falsch wäre, sondern kontradiktorisch. Wenn ich dennoch solche Sätze gebrauche, so nicht um den Gehalt meiner Aussage über ein „Gelb an einer bestimmten Stelle" zu vermehren, sondern um diesem Satze eine grammatische „Charakteristik" zu geben (Waismann), die seine Verwechslung mit einer gleichlautenden physikalischen Farbaussage (die wir früher diskutiert haben) verhindern soll. Der Zweck dieser Charakteristik ist: das Wort „gelb" in diesem Satze als „deskriptives Grundprädikat", wie Carnap es nennt, zu charakterisieren, als ein Wort, dessen Bedeutung nicht durch Rückführung auf andere Worte festgesetzt wird, sondern durch eine „hinweisende Definition". Der eigenartige grammatische Charakter dieser Sätze soll hier nicht beschrieben werden.

Nun zeigt aber die Erfahrung, daß immer dann, wenn ich Gelegenheit habe, den Regeln gemäß über eine „Sehgestalt" etwa in einem Wahrnehmungssatz zu sprechen, der mit den Worten „ich sehe dies und dies..." beginnt, meine Augen geöffnet sind, und, wie es die Sinnesphysiologen gezeigt haben, eine Reihe von „Wahrnehmungsprozessen" sich nachweisen läßt. Auch das Aussprechen des Satzes: „Ich sehe..." durch einen wahrheitsliebenden Sprachkundigen, der um seine Erlebnisse befragt wird, dient den Experimentalpsychologen zur Überprüfung der Aussage über die Gesichtswahrnehmungen der Versuchsperson. Daß nun immer dann, wenn ich einen gelben Punkt sehe, mein Auge geöffnet, meine Großhirnrinde funktionstüchtig ist und mein nervus opticus Erregungen leitet, usw. usw. und manchmal auch meine Sprechfähigkeit zu einer Wahrnehmungsaussage anregbar ist, — dies alles ist einer der besagten „glücklichen Zufälle", der es für andere überprüfbar macht, daß ich sehe oder höre oder taste (nicht, was ich sehe oder taste; wie dies überprüft wird, haben wir ja bereits am ersten Beispiel diskutiert). In diesem Sinne ist es aber durchaus nicht selbstverständlich, daß ich zum Beispiel das Gelb, daß ich in meinem Gesichtsfelde finde, sehe. Denn, daß dabei in meinem Auge und nicht etwa in meinem Ohre etwas vorgeht, muß ich erst erfahren haben; allerdings lehrt mich dies bereits der Alltag. An welcher Stelle meines Körpers etwas vorgeht, wenn ich zum Beispiel hungere oder im Traume wahrnehme, ist uns weit ungenauer bekannt. Hier wächst die Bedeutung meines Sprechverhaltens für die objektive Beschreibbarkeit meines Erlebniszustandes um Vieles. Manchmal sind wir so unsicher, welche physiologischen oder behaviouristischen Zustände eines menschlichen Körpers einem be-

stimmten Empfindungszustande entsprechen, daß sich die Physiologen und Psychologen — die ja darauf angewiesen sind, nur objektive Sätze bei ihrer sozialen Beschäftigung des Wissenschafttreibens zu verwenden — darüber nicht leicht einigen können, wann man ein wortloses Verhalten etwa „zornig" oder „liebend" oder „träumend" zu nennen hat. (Denn nicht alle Menschen reden im Schlafe; oder ziehen Luft durch die Nase, wenn sie von etwas Bekömmlichem träumen, wie unsere Hunde. Wir sind ja meistens darauf angewiesen abzuwarten, bis sie aus dem Schlafe erwacht von ihren Träumen zu reden beginnen und bisweilen bequemen sie sich dazu erst auf dem Sofa ihres Psychoanalytikers.)

Es wird sich wohl erübrigen, nun noch an einem Beispiel ausführlich zu zeigen, wie etwa Erinnerungsaussagen in einer Weise formuliert werden können, die ihre objektive Überprüfung tatsächlich ermöglicht.

Ich glaube überhaupt, daß die Behauptung, alle Sätze der Alltagssprache und der nicht-physikalischen Wissenschaften seien mittels objektiver Methoden überprüfbar, nun hinlänglich an Glaubhaftigkeit gewonnen haben wird. Diejenigen wissenschaftlichen Sätze, die man der Psychologie zuzurechnen pflegt und oft nicht für objektiv überprüfbar hält: die Wahrnehmungssätze, wurden ja von uns bereits in eine objektive Sprache übersetzt. Die übrigen psychologischen Sätze liegen zum Teil bereits in behaviouristischer Formulierung vor; manche andere können ziemlich leicht in sie transformiert werden; und über die objektive Formulierung der psychoanalytischen Sätze in einer Verhaltenssprache werden wir ja später sprechen.

Es ist klar, daß die Feststellung der Übersetzbarkeit aller wissenschaftlichen Sätze in eine objektive Sprache, die wir im Namen des Behaviourismus verfechten, nicht den Charakter der These des metaphysischen Monismus trägt. (Obwohl anzunehmen ist, daß sie den vernünftigen Kern dessen darstellt, was die materialistischen Philosophen zu sagen intendierten.)

Wir wollen aber noch einige Bemerkungen hinzufügen, um einem Mißverständnis vorzubeugen, das, der sogenannten „psychophysischen" Problematik entstammend, den Blick des philosophierenden Psychologen zu trüben pflegt. Zu diesem Zweck werden wir gut daran tun, unsere physikalische Wissenschaft vor den Hintergrund einer möglichen, nicht objektiv beschreibbaren Welt und einer sozusagen nicht-nur objektiv beschreibbaren zu stellen; wenn wir also unsere — wie man sich scherzhaft ausdrücken könnte — „erkenntnistheoretisch mittelmäßige" Welt mit einer möglichen „schlechteren" und einer möglichen „besseren" vergleichen. Dieses Verfahren werde ich vor Ihnen als Psychoanalytikern, so hoffe ich, leichter rechtfertigen können als vor Vertretern anderer Wissenschaftsdisziplinen. Denn Sie sind es ja durchaus gewohnt, sich etwa die Eigenart derer, die sich psychisch normal verhalten, dadurch zu verdeutlichen, daß sie deren psychische Normalität sich vor dem Hintergrund der sozusagen

pointierten Fälle des neurotischen Verhaltens abheben lassen. Wenn ich Ihnen nun eine der für unser Problem relevanten Eigenheiten der Wissenschaft vor Augen führen will, so muß ich unsere gewohnte Welt, deren Verhältnisse ja die Begriffe unserer Alltags- und Wissenschaftssprache angeregt haben, mit einer ungewohnten und andersartigen, wenn Sie wollen: „kranken" Welt konfrontieren. (Sie verlieren dabei das Ziel unserer bisherigen Darlegungen: die Untersuchung der Reduzierbarkeit der psychologischen Sätze auf Sätze von objektivem und behaviouristischem Typus nicht aus den Augen!) Dieser letzte Vergleich soll uns dann noch den Vorteil bringen, einige weitere Bemerkungen über die Frage zu machen, wie andere Menschen Wahrnehmungssätze verstehen können, ohne an deren physikalische Überprüfbarkeit zu denken.

Moritz Schlick gibt in einer französischen Abhandlung ein Modell ungefähr folgender möglichen Erfahrungen: es könnte der Fall sein, daß wir etwa das Wort „Schmerz" nur in einer monologisierenden, stillen Sprache zu verwenden Gelegenheit hätten. Wenn nämlich meinem Schmerzgefühl keine von anderen beobachtbare Veränderung an meinem Körper entspräche. Es träte ohne Verletzung eines Körpergewebes auf, ohne physiologische und behaviouristische Reaktionen und ohne daß es für mich jemals ein Motiv gäbe darüber laut zu sprechen (und dies letzte wäre ein Naturgesetz): als ein Ereignis, das ausschließlich meiner „Innenwelt" angehört. Ich könnte es für mich, still, benennen, mir über seine jeweilige Intensität Rechenschaft geben, mit Verwunderung bemerken, wie es die sonstige Einheitlichkeit meiner objektiv beschreibbaren Welt durchbricht und mir eine Privatwelt der Schmerzen schafft. Die anderen würden niemals etwas von ihr erfahren. Und ich müßte mir sagen, daß es auch mir immer verborgen bleiben wird, ob andere Schmerzen haben, solange diese Welt so bleibt wie sie ist. Alle anderen Ereignisse wären gleich denen unserer gewohnten Erfahrungen und wie sie objektiv beschreibbar. Ich müßte mir jedoch, im Stillen, eingestehen, daß in dieser objektiven Erfahrungswissenschaft nicht von allen meinen Erlebnissen die Rede ist.

Es ist jedoch auch möglich, sich eine Welt auszumalen, in der wir die Wahrnehmungsaussagen anderer, zum Beispiel die des Herrn N.: „Ich empfinde jetzt Schmerzen" überprüfen könnten, ohne dabei auf die Beobachtung ihres körperlichens Verhaltens angewiesen zu sein; also in einer Weise, die wir dann als „direkte oder unmittelbare" von jener „indirekten und mittelbaren" unterscheiden würden. Das Modell, in dem diese Welt geschildert wird — es wirft einiges Licht auf die Bedeutung des Wortes „Ich" — ist nach dem Vorbilde einer unveröffentlichten Angabe Ludwig Wittgensteins konstruiert.

Gibt man sich darüber Rechenschaft, wie es kommt, daß man sich über das Vorliegen eines Schmerzgefühls nicht etwa mit den Worten äußert: „Jetzt ist hier — etwa neben dieser Druckstelle — ein Schmerz", sondern „Ich empfinde

jetzt Schmerzen" sagt, so findet man, daß die früher geschilderte Entsprechungserfahrung dazu die Anregung gegeben hat: daß nämlich ein bestimmter Körper, mein „Ich", wie ich ihn, vor den anderen Körpern auszeichnend, nenne, immer dann einen Zustand besonderer Art einiger seiner Stellen aufweist, wenn „hier und jetzt ein Schmerz ist". Es könnte sich nun zum Beispiel zeigen, daß mein Körper sozusagen von einer schmerzempfindlichen „Aura" umgeben wäre: käme ich ihm mit einer Nadel auf 4 cm nahe, so empfände ich einen Stich. Dies könnte mich dazu veranlassen, den meine Körperoberfläche bis zu 4 cm Entfernung umgebenden Raum noch meinem „Ich" zuzurechnen. Und wenn es sich regelmäßig ereignete, daß ein heftiger Stoß gegen einen Gegenstand — etwa einen bestimmten Leuchter — von mir an einer bestimmten Stelle meines, so erweiterten, Tastfeldes verspürt würde, so könnte ich mich wohl entschließen zu sagen: „Ich habe Schmerzen in diesem Leuchter" oder „Der Leuchter tut mir weh". (Szenen dieser Art werden ja in den Märchen oft beschrieben und die Kinder verstehen sie mühelos.)

Wie wäre es nun, wenn ich die Erfahrung machte, daß die Berührung eines anderen bestimmten menschlichen Körpers durch eine Nadel, etwa die der Hand meines Freundes, mir Tastempfindungen verschaffte; und daß dies regelmäßig der Fall wäre, oder daß etwa durch mein linkes, geöffnetes Auge mein Körper in der mir bekannten Perspektive sichtbar wäre; wenn jedoch mein Freund das rechte Auge seines Körpers öffnet, dann sähe ich plötzlich aus der Perspektive s e i n e s rechten Auges seinen Körper und seine Umwelt. Ich würde mich nun entschließen können, zu sagen: „ich habe seine Gesichtswahrnehmungen gehabt" und etwa unmittelbar die Wahrnehmungssätze überprüft, die mir sein sprechender Mund mitgeteilt hatte, und er die meinen. Wir hätten eben für einige Zeit ein gemeinsames Auge gehabt, sodaß jeder von uns aus dreien gesehen hätte. So wie manche Tierstöcke, z. b. bestimmte Polypen, eine gemeinsame Leibeshöhle und vielleicht auch gemeinsame Leibschmerzen haben. Vielleicht ist es mir sogar möglich, mich willkürlich seinem Körper anzuschließen und einmal „meine", das andere Mal „seine" Gesichtswahrnehmungen zu haben.

Von hier bedarf es nur eines kleinen Schrittes zu dem Gedankenexperiment der „Verwandlung in einen anderen". Könnte ich mich in einen anderen verwandeln, so wäre es mir möglich, unmittelbar alle „seine" Erlebnisse zu überprüfen und, in meinen Körper zurückgekehrt, zu bestätigen, daß ich mich nicht geirrt hatte, als ich etwa aus dem Schmerzverhalten seines Körpers und daraus, daß er nicht zu simulieren pflegt, geschlossen hatte, daß er von Schmerzen geplagt würde: denn ich habe ja soeben seine Schmerzen gefühlt und erinnere mich gut daran. (Es ist klar, daß die allgemein verbreitete Gewohnheit, seine Seele wandern zu lassen, den Gebrauch des Wortes „ich" vieldeutig werden ließe, und daß es sich empfehlen würde — da kein Körper als Träger „meiner Empfindungen"

ausgezeichnet ist — die Erlebnisse jedes Körpers, in dem man sich aufhält oder aufhielt, durch dessen Eigennamen zu charakterisieren.) Der — etwas in Verruf geratene — Analogieschluß auf die Ereignisse im „Fremdpsychischen" würde in dieser Sprache nicht nur logisch korrekt, sondern sogar praktisch überprüfbar sein (falls gerade keine Verwandlungsschwierigkeiten bestehen). Denn ich kann genau angeben, was per analogiam der Entsprechung zwischen dem Verhalten meines Körpers und meiner Erlebnisse über die Erlebnisse des anderen erschlossen wurde, und ich kann in dieser geschilderten Welt auch tatsächlich überprüfen, ob mein Analogieschluß mich irregeführt hat oder nicht. So wie ich aus der Beobachtung, daß meinem Körper eine Verletzung zugefügt wird, erschließen und überprüfen kann, daß „hier und jetzt ein Schmerz auftreten wird", so kann ich aus der Verletzung des Körpers meines Freundes erschließen, daß „dort und jetzt ein Schmerz sein wird". Und, wenn er mir „angeschaltet" oder durch Verwandlung zugänglich ist, kann ich sein Auftreten auch überprüfen.[2]

Es scheint mir nun, daß diese den Kindern und Wilden — wie Märchen und animistische Vorstellungen zeigen — noch durchaus im Bereiche des sogar Praktisch-Möglichen erscheinenden Modellgedanken in den Festsetzungen, die den Gebrauch unserer alltäglichen Wahrnehmungsworte regeln, durchaus vorgesehen sind. Wir denken, so meine ich, wenn wir von einem anderen sagen, daß er Schmerzen fühlt, nicht nur an sein behaviouristisch zu beschreibendes Verhalten (von dem allein in der Wissenschaft, die allgemein überprüfbare Sätze zu gewinnen sucht, die Rede sein kann). Die Vorstellung, daß man die Gefühle und Gedanken eines anderen doch unmittelbar feststellen könnte, wäre man nicht so „isoliert" wie man es — einer oft gehörten Klage zur Folge — in dieser Welt eben ist, trägt doch, so scheint es, den Sprachgebrauch der psychologischen Alltagssprache und verleiht den Wahrnehmungssätzen der anderen und den unseren für die anderen einen theoretischen Gehalt, der über den physikalischen hinausgeht, den wir allein praktisch zu überprüfen imstande sind. Ich habe jetzt den ersten und bei weitem längeren Teil der Beantwortung unserer Frage abgeschlossen. Ich wäre zufrieden, wenn es gelungen wäre, Ihnen zu zeigen, daß der Einwand unseres fingierten Psychoanalytikers gegen den Behaviourismus als entkräftigt erscheint: es ist durchaus möglich, dem Gegenstande der wissenschaftlichen Psychologie gerecht zu werden und sich dabei auf die Beschreibung des Verhaltens der Menschen und Tiere zu „beschränken". Wenn es mir gelungen ist, diesen Beweis anzudeuten, so werden Sie gemerkt haben, daß es irreführend ist, dies eine Beschränkung zu nennen. Soweit man überprüfbare Sätze der Psy-

2) Ich weiß nicht, ob man es sich klargemacht hat, daß die Sage vom Golem jeden Gehalt verlöre, wenn es sinnlos wäre, zu sagen: ein Wesen mit dem Körper und den Bewegungen eines Menschen ist seelenlos. Und daß man es unseren kleinen Kindern verbieten müßte, zu erzählen, daß der Prinz in einen Stein verwunschen wurde.

chologie bisher aussprach, hatten sie ja keinen anderen theoretischen Gehalt als eben diejenigen Aussagen über das sprechende und nicht-sprechende psychische Verhalten, auf die wir sie — andeutungsweise — reduziert haben.[3]

Gesetzt wir wären darin einig, so stünde, nachdem dem Behaviourismus seine methodische Rechtfertigung gelungen wäre, einer Auseinandersetzung mit den Resultaten seiner Methode nichts mehr im Wege. Nicht aber seiner Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse. Entsprechen denn, so würde unser Behaviourist uns fragen, die Sätze der Psychoanalytiker den Anforderungen der objektiven Überprüfbarkeit? Brechen nicht die angegebenen Objektivitätskriterien den Stab über die Mehrzahl der Sätze des psychoanalytischen Systems? Man führe uns doch einmal die Reduktion eines typischen analytischen Begriffes auf Begriffe der Verhaltenssprache konkret vor! Gerade das wollen wir nun versuchen.

Ich möchte diese Reduktion gerne an einem Wort demonstrieren, das bei der laienhaften Beurteilung der psychoanalytischen Sätze die verschiedenartigsten Mißverständnisse ausgelöst hat und manche zu geradezu grotesken polemischen Eskapaden angeregt hat. Und zwar an dem Begriffe des „unbewußten Wunsches".

Sie verstehen, daß das Resultat einer solchen Reduktion so etwas wie eine „Definition" sein muß. Hoffentlich denken Sie dabei aber nicht an eine Definition von der Art der angeblichen Paradigmata des Definierens, die man uns in der Schule vorgetragen hat, bei denen das Definiendum, der zu definierende Begriff, durch die Angabe des genus proximum und der differentia specifica bestimmt wurde. Die Vorstellung, daß dies die typische Struktur einer Regel sei, die den Gebrauch eines Wortes festsetzt, ist nur verständlich, wenn man, durch die logische Grammatik einiger Substantiva fasziniert, die große Mannigfaltigkeit der durchaus anders gearteten Worte unserer Alltags- und Wissenschaftssprache völlig übersehen hat. Etwa — wenn ich frei assoziierend aufzähle — der Worte „nicht", „oder", „zwischen", „schnurstracks", „elektrisches Feld" oder — „Wunsch".

Es wird gut sein, hier Gottlob Freges Vorbild zu folgen. Er sagt in seinem Buche über die „Grundlagen der Arithmetik", daß er sich bei der Untersuchung

3) In seiner „Selbstdarstellung" (Wien, 1936, S. 41 f.) äußert sich Freud — die Einführung des Begriffs „unbewußter seelischer Akte" rechtfertigend — zu unserem Thema; er sagt: „Man konnte dann geltend machen, daß man nur am eigenen Seelenleben tat, was man immer schon für das andere getan hatte. Man schrieb doch auch der anderen Person psychische Akte zu, obwohl man kein unmittelbares Bewußtsein von diesen hatte und sie aus Äußerungen und Handlungen erraten mußte. Was aber beim andern recht ist, muß auch für die eigene Person billig sein." Ich glaube auch, daß unsere Interpretation der behaviouristischen Sprechweise durch Freuds Vorwurf gegen den amerikanischen Behaviourismus nicht getroffen wird. Er sagt nämlich in seiner Selbstdarstellung von ihm, daß dieser „sich in seiner Naivität rühmt, das psychologische Problem überhaupt ausgeschaltet zu haben". Wir würden uns dessen sicher nicht rühmen. Und ich glaube auch, daß der „Radikalismus" von Watson — der die Sache sicherlich nicht „bei der Wurzel packt" — in dieser Attitude keine allzu große Gefolgschaft aufzuweisen hat.

der arithmetischen Begriffe an folgenden Grundsatz gehalten habe: „Nach der Bedeutung der Wörter muß man im Satzzusammenhange, nicht in ihrer Vereinzelung fragen." So werden wir daher verschiedenartige Sätze untersuchen, in denen das Wort „Wunsch" vorkommt, und dies in aufzählender Form derart, daß jedes Beispiel eine Art des Gebrauches des Wortes „Wunsch" illustriert.

Wann pflegen wir etwa zu sagen: „Herr N. wünscht sich einen Apfel"? Wir fällen dieses Urteil, wenn Herr N. etwa seinen Wunsch nach einem Apfel in Worten äußert, oder wenn er begehrlich auf ihn blickt, oder, wenn er eine Unruhe zeigt, die schwindet, nachdem er den Apfel erhalten hat, usw. All dies könnte uns jedoch täuschen. Herr N könnte gelogen oder simuliert haben und seine Unruhe könnte durch den Apfel beseitigt worden sein, obwohl sein Wunsch etwa einem Glase Wasser gegolten hatte, oder, obwohl er garnichts gewünscht hätte und seine Unruhe durch Schmerzen verursacht worden war, die schwanden, als er den Apfel aß. So trägt unsere Behauptung den Charakter einer Hypothese, die weiterer Prüfungen zu ihrer Rechtfertigung bedarf.

Es ist jedoch möglich, daß er schwankt, ob er die Frage: „Wünschst Du Dir diesen Apfel" mit „ja" oder „nein" beantworten soll. Denn es kann sich ereignen, daß er sich etwa zwar den Genuß seines Geschmackes, nicht aber den Anblick seiner Farbe wünscht. Erst eine differenziertere Frage nach der Art seines Wunsches ermöglicht es dem Wünschenden, sich eindeutig zu ihm zu bekennen.

Hier liegt eine ähnliche Sachlage vor, wie wenn ich jemanden etwa angesichts einer rot-grün-gelb gestreiften Fläche fragte, ob er nun rot sehe. Er wird wohl schwanken, ob er mit „ja" antworten soll, und dies weil meine Frage ungeschickt gestellt war.

Dies deutet übrigens darauf hin, daß man oft — aufgefordert, seine Wünsche zu präzisieren — an die Stelle des vorgebrachten Wunsches nach einem Gegenstande den Wunsch nach einem Zustande setzt; an die Stelle des Wunschsatzes, an der etwa das Wort „Apfel" steht, den Ausdruck: „Genuß seines Geruches und Geschmacks und Anblicks". Dies erklärt es, daß oft jemand, der etwa den Wunsch nach einem Getränk auf der Karte geäußert hat, nachdem er es gekostet, ausruft: „Dies habe ich mir nun doch nicht gewünscht". Er hat sich nämlich angenehme Geschmacksempfindungen gewünscht — daran gibt es für ihn keinen Zweifel — und sich nur getäuscht, als er annahm, daß dieses Getränk sie ihm schaffen werde.

Für diejenigen Arten der eigenen und fremden Wünsche, die in den bisher untersuchten Wunschsätzen beschrieben werden, ist der — im Wortsinn — „artikulierte" Ausdruck des Wunsches wesentlich. (Es ist hier gleichgültig, ob der Wunsch, den man hegt, geäußert oder nicht geäußert wird, ob der artikulierte Ausdruck aus dem Wortmaterial unserer Laut- und Schriftsprache oder aus Bildern einer Vorstellungssprache gefügt ist, ob gesprochen oder „nur gedacht" wird. Der Begriff des Wortmaterials wurde von Josef Schächter eingeführt.)

Man spricht jedoch auch von eigenen und fremden Wünschen, wenn ein Wunschgedanke fehlt, der transitiv oder „intentional" auf ein Ziel gerichtet ist: wenn ein Gefühl von spezifischer Färbung empfunden, bei anderen an den Symptomen ihres Verhaltens festgestellt oder auch durch ihre Aussagen bestätigt wird. Die Gruppe dieser Gefühle soll hier den Namen „Wunschgefühl" erhalten. Ihr spezifischer Charakter wird zum Beispiel durch die Gefühlsworte „sehnen, drängen, sich erwärmen" in ihrem intransitiven Gebrauch gekennzeichnet.

Diese Wunschgefühle bilden häufig das Gefühlssubstrat des Wunschgedankens. Oft jedoch ereignet es sich, daß ein Wunsch gefühlsfrei gedacht oder gedankenfrei gefühlt wird. In beiden Fällen sagen wir jedoch, daß „gewünscht" wird.

Bei vielen Instinkthandlungen der Tiere, die sie dazu führen, daß sie Ziele erreichen, die sie nicht „bezweckt" haben, dürften die „Triebe" den Charakter unserer „Wunschgefühle" haben. Viele der triebhaften Wunschgefühle der erwachsenden Menschen und intelligenteren Tiere werden allerdings bald von Gedanken an das Ziel begleitet, das sie, wie ihnen die Erfahrung zeigte, befriedigt hatte, nachdem sie es erreichten.

Der Begriff des „unbewußten Wunsches" in der psychoanalytischen Fachsprache vereinigt nun viele der Merkmale, durch die der Gebrauch des Wortes „Wunsch" in den von uns untersuchten Sätzen gekennzeichnet war.

Ein Psychoanalytiker behaupte etwa von einem Menschen, er sei zu einer bestimmten Zeit von dem unbewußten Wunsch, seinen Vater zu schädigen, bewegt worden; als er ihn nämlich mit der Absicht Hilfe zu leisten beim Klettern so ungeschickt unterstützte, daß dieser zu Fall kam. Und dies, obwohl der Sohn ein erfahrener Alpinist war.

Das Verhalten des Sohnes ähnelt hier in vielem dem eines Menschen, der den bewußten Wunsch hegt, einen anderen zu schädigen. Genauer: es stellt eine Kompromißform dar zwischen dem Verhalten des: jemandem-zu-Hilfe-eilen und des jemanden-hinabstürzen. Befragt man ihn jedoch nach den Gründen seines Verhaltens, so gibt er an, er wollte Hilfe leisten und habe dabei ein starkes, triebhaftes Wunschgefühl verspürt, das seiner heftigen Bewegung den Antrieb gab. Liegt er nun auf dem Sofa seines Analytikers und berichtet seine freien Assoziationen, so äußert er — aufgefordert, zu erzählen, was ihm zu dem Unfalle seines Vaters einfalle — nach manchen anderen Gedanken über seinen Vater, vielleicht sogar die Erinnerung oder das gegenwärtige Erlebnis eines Todeswunsches. Sie werden mir den schematischen Charakter dieses Beispiels angesichts unseres hier bloß methodischen Zieles verzeihen.

Die Kriterien für die Wahrheit des Satzes: „Dieser Mensch hegte den unbewußten Wunsch, seinen Vater zu schädigen", sind hier zum Beispiel: das dem Zwecke des bewußten Wunschgedankens widrige Verhalten, manchmal auch die ungewohnte Stärke und Tönung des Wunschgefühls, und schließlich das Bekennt-

nis des Analysanden, „den" früher „verdrängten" Wunsch oder seinesgleichen, nun an einer bestimmten Stelle der Kette der freien Assoziationen tatsächlich zu erinnern.

Man pflegt nun auch von Wünschen, von denen die Psychoanalytiker nicht behaupten, sie seien verdrängt, zu sagen, jemand habe sie, obwohl sie ihm im Augenblicke nicht bewußt seien. Wenn von Herrn N. gesagt wird, er wünsche sich ein Motorrad, so heißt das doch keineswegs, daß er ständig diesen Wunschgedanken hege, sondern nur, daß er die Disposition hat, zum Beispiel auf Befragen sich zu ihm zu bekennen. Dies zur Grammatik des Begriffes „vorbewußter Wunsch".

Der Satz: „Ich weiß, daß zwei mal zwei gleich vier ist" besagt nicht, daß ich dies in einem fort denke, und die Aussage: „Ich kann Klavierspielen" bedeutet nicht, daß ich ohne Unterlaß spiele. Beide heißen soviel wie: ich habe die Disposition, mit diesen mathematischen Zeichen in Worten und Gedanken richtig zu operieren und, wenn man mich ans Klavier ruft, richtig Klavier zu spielen. Oder zumindest Symptome dieser Fähigkeiten in meinem Verhalten zu zeigen: einen roten Kopf zu bekommen, wenn einer falsch multipliziert, oder durch Mitbewegung meiner Finger, die mir völlig unbemerkt bleiben kann, das Spiel eines Klaviervirtuosen zu begleiten.

Die Zahl solcher „Dispositionsbegriffe" in allen Disziplinen der Wissenschaft ist groß. Die Aussage etwa: dieses physikalische System ist durch jenen Energiegehalt charakterisiert, besagt nichts anderes, als es sei fähig, unter diesen Versuchsbedingungen diese Menge kinetischer Arbeit und unter jenen Bedingungen jenen Betrag chemischer oder kalorischer oder elektrischer usf. Arbeit zu leisten.

Zu einem analogen Ergebnis führt uns die Analyse des psychoanalytischen Begriffs des „unbewußten Wunsches". Der Satz, jemand habe diesen oder jenen unbewußten Wunsch, besagt: er hat die Disposition, unter diesen Umständen so oder so zu handeln und unter jenen so oder so zu denken und zu sprechen: diese Fehlhandlungen etwa zu leisten, diese Gefühle zu erleben und jene Gedanken frei zu assoziieren.

Der Unterschied zwischen der Wunschpsychologie, die vor den Entdeckungen der Analytiker in Geltung stand und die Begriffsbildung der Alltags- und Wissenschaftssprache anregte, die wir bisher diskutierten, und den Beschreibungen der Wunsch-handlungen, -gedanken und -gefühle, die bei den „unbewußten Wünschen" der Psychoanalyse zu finden sind, ist vor allem ein Unterschied zwischen den Gesetzen der „Psychologie der Wünsche", die man vordem für richtig hielt, und denen, die nun nach den Forschungen der Analytiker als gut gesichert gelten können: denn die Wunschhandlungen werden nicht immer von den der voranalytischen Psychologie gewohnten Wunschäußerungen und Wunschgefühlen begleitet und das Bekenntnis zu den erwarteten Wunschgedanken bleibt aus

oder erfolgt nur zögernd und mit Widerständen in der analytischen Situation.

Die recht verschiedenartigen Elemente des psychischen Verhaltens, die in ihrem gemeinsamen Auftreten mit dem Namen des „unbewußten Wunsches" benannt werden, waren vorher in keinem Begriff zusammengefaßt, weder in einem wissenschaftlichen, noch in einem vorwissenschaftlichen und alltäglichen. Man könnte diesen fast vor dem Hintergrund der alten psychologischen Sprache als einen „unanschaulichen psychologischen Begriff" bezeichnen und die metaphorischen Beispiele, die in der psychoanalytischen Literatur bei ihrer Einführung und ihrer Verwendung eine — vom Behaviourismus so mißbilligte — große Rolle spielen, als Versuche der Veranschaulichung, die ähnlich denen sind, deren sich die Physiker bedienten, als sie oft nur zu didaktischen Zwecken die unanschaulichen Begriffe, die einzuführen ihnen die Problemlage ihrer Wissenschaft nahegelegt hatte, an räumlichen Modellen zu illustrieren suchten. Also an Bildern, die einer kat exochen „anschaulichen" Sphäre, nämlich der räumlichen entstammten und ähnliche — dabei aber weiter weisende — Eigenheiten aufwiesen, wie die höchst ungewohnten Relationen der Zustandsgrößen, die zu illustrieren jene bestimmt waren.

Es wäre, angesichts der durch die Psychoanalyse aufgedeckten emotionalen Fehlerquellen der täglichen psychologischen Urteilsbildung, auch recht verwunderlich, wenn die gewohnten psychologischen Begriffe sich allzuhäufig als wissenschaftlich brauchbar erwiesen: so daß es einen nicht wundernimmt, wenn die brauchbaren psychoanalytischen Begriffe zum Teil ungewohnt, unanschaulich und der metaphorischen Illustration bedürftig sein sollten. Diese Metaphern sind ja — was unsere Behaviouristen nicht sehen — aus dem überprüfbaren theoretischen Gehalt der analytischen Sätze durchaus eliminierbar. Es wäre aber gut, wenn sie vordem ihre lehrsame Bildhaftigkeit auf sich hätten wirken lassen.

Wie diese Eliminierung — der Art, nicht dem Grade nach — durchgeführt werden kann, hoffen wir gezeigt zu haben. So erscheint das methodische Argument unseres Behaviouristen gegen die psychoanalytische Theorie als entkräftigt. Daß die Erlebnisbegriffe, die in den Sätzen auftreten, auf die wir den von einem unbewußten Wunsch sprechenden Satz reduziert hatten, nach dem Vorbilde unseres ersten Beispieles weiter auf Verhaltensbegriffe zurückgeführt werden können, liegt ja auf der Hand. Trotzdem haben wir sie keineswegs vermieden.

Uns liegen ja überhaupt sprachreformatorische Bestrebungen, die nicht dem Bedürfnisse der Wissenschafttreibenden selbst entspringen, durchaus fern. Unsere Übersetzungen dienen der Klärung der Worte, die übersetzt werden, nicht ihrer Verpönung. Es ist nicht zu leugnen, daß die Sprachgewohnheiten von Leuten, die diese Art Logik treiben, oft umständlicher sind als die mancher unbeschwerterer Empiriker. Aber diese Umständlichkeit hilft bisweilen, hemmende Unklarheiten zu vermeiden oder zumindest, post festum, sie aufzudecken. Sie setzt

einen, um ein Wort eines Mathematikers zu variieren, kaum in Stand, Klügeres zu finden; aber wohl, manches Unkluge ungesagt zu lassen.

Falls solch eine logische Untersuchung die sprachlichen Grenzhindernisse zwischen den psychologischen Disziplinen des Behaviourismus und der Psychoanalyse überschreiten und die sachliche Verständigung ihrer Vertreter vorzubereiten hilft, hat sie eine vernünftige Funktion zu erfüllen.

Literatur:

R. Carnap: „Logische Syntax der Sprache".

W. Hollitscher: „Über die Begriffe der psychischen Gesundheit und Erkrankung". The Journal of Unified Science, 1939. Im Druck.

O. Neurath: „Einheitswissenschaft und Psychologie".

I. Schächter: „Prolegomena zu einer kritischen Grammatik".

M. Schlick: „Gesammelte Aufsätze 1926—1936".

F. Waismann: „Logik, Sprache, Philosophie" (unveröffentlicht).

Ichstärke, Ichpädagogik und „Lernen"

Von

Michael Bálint

Manchester

Seit Freuds Berliner Kongreßvortrag („Das Ich und das Es"), also seit 16 Jahren, ist die Vorstellung von der Schwäche des Ichs allgemein verbreitet. Es ist seltsam, daß dies so schnell, so kampflos geschehen konnte; versuchte doch eine der ältesten, eigentlich nie widersprochenen Formulierungen der Psychoanalyse, die Entstehung aller psychoneurotischen Symptome aus dem Kampfe der Sexualtriebe und der Ichinteressen abzuleiten. Wenn das Ich schwach ist, wie kann es denn seine Interessen so energisch vertreten, daß es zu einem dauernden Kompromiß, zu einem ständigen Symptom kommen mußte? Diese und ähnliche Fragen wurden aber nicht gestellt. Die Theorie ging einen anderen Weg; sie hielt an der Annahme des schwachen Ichs fest und übertrieb sie sogar. Die Ichinteressen verschwanden aus den theoretischen Betrachtungen beinahe vollkommen, ihren Platz nahmen die verschiedenen Forderungen ein, u. zw. die Forderungen des Es, der Umwelt, des Überichs. Das Ich hatte fast keine Eigeninteressen mehr; man sprach nur von Abhängigkeiten und Aufgaben, denen es zu entsprechen hatte. Die Folge dieser theoretischen Einstellung zeigt sich am besten in den Sachregistern, weil die bewußte sekundäre Bearbeitung auf sie weniger achtet als auf den Text; in allen, die seit 1930 erschienen sind, fehlen die Schlagwörter „Ichinteressen" und „Ichstärke" vollkommen.[1] Dies ist umso merkwürdiger, als Freud schon 1926 in „Hemmung, Symptom und Angst",[2] 3 Jahre nach dem Erscheinen von „Das Ich und das Es", uns mahnte, nicht zu vergessen, daß das Ich auch stark sein kann. Er führte uns zwar nur wenige Fälle an, in denen diese Stärke klar zu beobachten war, aber nur deshalb wenige, weil er damals bloß beweisen wollte, daß das Ich zeitweise auch stark sein kann. Unsere Theorie hat dieser Mahnung nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt. Umso erfreulicher ist es, daß die Kongreßleitung eben dieses wichtige, aber arg vernachlässigte Thema zur Diskussion stellte.

Was verstehen wir heute unter „Ichstärke"? Der Begriff ist, wie es so oft in

---

1) So: Fenichel: Hysterien und Zwangsneurosen. Wien, 1931. Fenichel: Perversionen, Psychosen usw. Wien, 1931. M. Klein: Die Psychoanalyse des Kindes. Wien, 1932. Nunberg: Allg. Neurosenlehre. Bern, 1932; wie auch in den jährlichen Registern von „The Psychoanalytic Quarterly" und „Ztschr. f. psa. Pädagogik".

2) Ges. Schr., Bd. XI, S. 34.

der Geschichte der Psychoanalyse mit neuen Begriffen geschah — wie absichtlich — nicht streng definiert worden. Man weiß aus der praktischen Arbeit ungefähr, was man darunter verstehen soll. Wenden wir uns also an die Klinik: Wann sprechen wir von Ichstärke? Es kommt ziemlich häufig vor, daß wir bei einer Deutung zögern, ob wir sie dem Patienten bereits jetzt mitteilen oder lieber warten sollen? Wir befürchten, daß der Patient sich gegen diese Deutung so energisch wehren wird, daß die friedliche Zusammenarbeit auf lange Zeit arg gefährdet werden kann. Durch unsere Deutung würde das Es ermuntert werden; Erregung würde das Ich überstürmen, das sich gegen diese Anforderungen mit erneuten Abwehrmaßnahmen schützen müßte. Was aber erwarten wir, wenn wir einige Wochen oder Monate mit der Deutung warten? Sicher nicht eine umwälzende Veränderung des Es; ist es doch ein großes Problem, ob das Es im Erwachsenenalter durch unsere technischen Mittel überhaupt verändert werden kann. Wir hoffen vielmehr, daß das Ich stärker wird, d. h. die Fähigkeit erlangt, das Ausmaß von Erregung, das vor einiger Zeit noch Störungen verursacht hätte, nunmehr störungsfrei zu ertragen.

Es ist dies ein vor allem technisch äußerst wichtiges Problem. Eigentlich schätzen wir — bewußt oder unbewußt — bei jeder unserer technischen Maßnahmen die jeweilige Ichstärke ab und richten unser Benehmen, hauptsächlich aber unsere Deutungen darnach. Form, Wortlaut, Tiefe der Deutung und auch der Zeitpunkt, in dem sie gegeben werden soll, werden so ausgewählt, daß das Ich — wenn auch unter Anstrengung — sie noch ertragen kann.[3]

Nehmen wir den Fall einer richtig gegebenen Deutung, etwa: eine bisher automatisch betätigte Abwehrform wird entlarvt, d. h. bewußt gemacht. Die Folge ist, daß diese Abwehrmaßnahme nunmehr nur bewußt ausgeübt werden kann. Falls der Patient versucht, sie wieder automatisch unkontrolliert zu betätigen, so folgt ein neuerlicher Hinweis, eine wiederholte Deutung. Diesen mehr-minder lang dauernden Kampf hat Freud „Durcharbeiten" genannt. Im günstigen Falle wird schließlich diese Form der Abwehr aufgelassen; das Ich hat die Fähigkeit erlangt, diese spezielle Art von Erregung zu ertragen. Demnach wären Stärkung des Ichs und Durcharbeiten Begriffe, die sehr verwandte, beinahe identische klinische Erfahrungen beschreiben. Uns aber erwächst die Aufgabe, den sehr wichtigen klinischen Begriff des Durcharbeitens in die Terminologie der Ichpsychologie, d. h. der Topik und Ökonomie zu übersetzen.

3) Beide Bedingungen sind gleich wichtig: das Ertragen der Deutung (bezw. der technischen Maßnahmen im allgemeinen) soll womöglich eine Anstrengung für das Ich bedeuten, diese Anstrengung soll aber nicht so groß sein, daß gegen sie eine starke Abwehr mobilisiert werden muß. Im ersten Falle besteht die Gefahr, daß unsere Deutung keine Reaktion hervorruft, wir haben unser Pulver umsonst verschossen; im zweiten haben wir einen nutzlosen Widerstand wachgerufen und die analytische Arbeit erheblich erschwert.

Wir verstehen unter Durcharbeiten eine Ichveränderung, deren Fortschreiten wir an der wechselnden Fähigkeit des Ichs erkennen, eine bestimmte Art von Triebspannungen, eben jene, die „durchgearbeitet" werden, in immer größerer Intensität zu ertragen. Vielleicht könnte man auch von einer wachsenden Kapazität des Ichs dieser Art von Triebspannung gegenüber sprechen. Mir schwebt dabei das Bild des elektrischen Kondensators, etwa einer Leydener Flasche, vor, die bekanntlich die merkwürdige Eigenschaft besitzt, in sich Elektrizität, d. h. Energie ansammeln zu können, ohne daß dabei die Spannung erheblich steigen müßte. Die arbeitsfähige Energieladung kann sehr groß sein und doch besteht, bei richtiger Struktur des Kondensators, keine Gefahr einer unerwünschten, stürmischen, nutzlosen Entladung.[4]

Die Kapazität eines Kondensators wird durch zwei Faktoren bestimmt: *a*) durch seine Dimensionen; *b*) durch die Güte der Isolation, d. h. eigentlich durch die schadhaften Stellen des angewendeten Dielektrikums. Es ist merkwürdig, daß eben diese und nur diese zwei Variabeln zur theoretischen Beschreibung der Ichveränderungen benützt wurden. Es ist ein allgemein gebrauchter Ausdruck, daß das Ich wachsen, bezw. schrumpfen kann. So bestimmt Freud z. B. die Aufgabe der analytischen Therapie: „Wo Es war soll Ich werden".[5] Die topische Deskription der Bewußtmachung benutzt das Bild des Wachstums des Ichs. Federn[6] spricht von Erweiterung und Einengung der Ichgrenzen. Der Terminus Icherweiterung wird oft als gleichbedeutend mit Introjektion benutzt, ebenso wie Projektion und Ichschrumpfung eng zusammenhängen. Bei anderen Erklärungsversuchen wird nicht die Dimension, sondern die Isolation benützt. Freud hat oft darauf hingewiesen, daß in der Analyse besonders die schadhaften Stellen der Ichorganisation ausgebessert werden sollen. Diese rühren von einer Störung der Ichentwicklung her und stellen die loci minoris resistentiae dar, die leicht zu unerwünschten Kurzschlüssen Anlaß geben oder, umgekehrt, durch Reaktionsbildungen sorgfältigst gehütet werden müssen. Ebenso wird der Kondensator an den ungleichmäßigen Stellen am leichtesten durchgeschlagen und verliert bedeutend an Kapazität, wenn das Dielektrikum unnötigerweise verdickt wird.

So betrachtet, ist unser Bild, das Ich als Kondensator, die Ichstärke als Kapazität, vielleicht etwas mehr als ein Bild, besonders, wenn man noch die Lamarckistische Auffassung hinzunimmt, nach der die Eigenschaften der Lebewesen

4) In Wirklichkeit stelle ich mir die Sache umgekehrt vor; das Werkzeug „Kondensator" wurde, unbewußt, nach dem Bilde des menschlichen Ichs geschaffen, ist also, wie die meisten Werkzeuge, eine Organprojektion.

Vgl. S. Ferenczi: Zur Psychogenese der Mechanik. Imago V, 1917—19 (abgedruckt in: Populäre Vorträge. Wien, 1922).

5) Ges. Schr., Bd. XII, S. 234.

6) z. B. Imago, Bd. XXII, 1936.

durch Wünschen und Üben gerichtet verändert werden können. Ob Lamarcks Theorie in dieser allgemeinen Form wahr ist oder nicht, bleibe dahingestellt; sicher ist es aber, daß sie für bestimmte Leistungen des Ichs uneingeschränkt gültig ist.[7] Denken wir z. B. an Klavierspielen oder an Skifahren; sicher können diese Fähigkeiten durch Wünschen und Üben „gerichtet geändert werden". Man darf an die Geschichte der Weltrekordleistungen erinnern; Leistungen, welche vor 30 Jahren noch ehrfurchtsvoll angestaunt wurden, genügen heute oft nicht mehr, um dem Bewerber einen bescheidenen Platz in einem Provinzwettkampfe zu sichern. Was für die körperlichen Ichleistungen so einfach und einwandfrei erwiesen werden kann, kann für die seelischen Ichleistungen nicht gut geleugnet werden. Übrigens liefert uns die weitgehende Disziplinierbarkeit des Menschen, wie in der Yogapraxis, in religiösen Orden, aber auch im Militärdienst, und im weiteren Sinn im Verlaufe jeder Erziehung, genug überzeugende Beispiele für die streng gerichtete Veränderbarkeit bestimmter seelischer Ichleistungen.

Der Einfachheit halber möchte ich vorerst den Einfluß des Überichs außer acht lassen. Er ist übrigens bei manchen Leistungen sicher nicht ausschlaggebend (z. B. beim Skifahren). Die oben aufgezählten Veränderungen geschehen zweifellos auch, und vielleicht vorwiegend am Ich. Das Resultat ist in jedem gelungenen Falle eine Stärkung des Ichs. Das Ich kann nun etwas nach Belieben tun, wozu es bisher nicht fähig war. Der Vorgang, durchden diese potenzierte Fähigkeit entwickelt wurde, heißt „L e r n e n". Dieses Verbum hat zwei Bedeutungen. Die eine ist: Aufnahme und richtige Registrierung von Sinneseindrücken und intellektuellen Zusammenhängen; sie ist wahrscheinlich die neuere; das englische „to learn" hat beinahe nur diese Bedeutung. Die zweite, wahrscheinlich ältere, kann am besten durch Zusammensetzungen demonstriert werden, wie z. B. ertragenlernen, aushaltenlernen oder lernen, eine Fähigkeit zur Entfaltung zu bringen.[8]

Diese zwei Bedeutungen des Verbums „lernen" entsprechen den zwei Faktoren, die die Kapazität des Kondensators bestimmen. Das intellektuelle Lernen,

7) Sehr viel gute Ichpsychologie ist in den Theorien der exakten Naturwissenschaften enthalten. Wir können gar nicht anders als anthropomorphisierend denken. Die Erfahrungen können nicht anthropomorph sein, die Auslegung, die Auffassung derselben kann nur durch Projektion oder Introjektion geschehen, ist also unausweichlich auf einen anthropomorphen Grundlage aufgebaut.

8) Dies wird im Englischen (leider für mein Gefühl viel zu zielbewußt) etwa durch „to train" ausgedrückt. Das erschlossene Stammwort vom Lernen ist „leir", „ich habe erfahren, erwandert", daraus wurde das Faktitiv „leirjan" = „lehren" = „erfahren, wissend machen" abgeleitet; aus dessen Partizip entstand dann „lirnan" = „lernen" = „erfahren, wissend werden". Das verwandte Wort „List" wird in der altgermanischen und mittelhochdeutschen Dichtung noch im rühmenden Sinne als „Erfahrenheit" gebraucht. (Nach K l u g e - G ö t z, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 1934. / Den Hinweis verdanke ich Dr. E. L ü d e r s./)

Im Ungarischen hat das entsprechende Wort als Stamm: „tanu" = „Zeuge" . . . „Lehren" = „tanitani" heißt eigentlich „zum Zeugen machen", „in einen Zeugen umwandeln"; „lernen" = „tanulni" bedeutet demnach „zum Zeugen werden", „in einen Zeugen verwandelt werden".

die Aufnahme neuer Elemente, entspricht der Vergrößerung der Dimensionen, das Ertragenlernen einer besseren Isolierung. Wir haben bereits „Stärkung des Ichs" mit „Durcharbeiten" in Verbindung gebracht, sollte nun auch das „Lernen" hierher gehören? Wenn aber „Stärkung des Ichs" mit Lernen gleichbedeutend oder auch nur verwandt ist, so müßte daraus gefolgert werden, daß Analyse und Unterricht miteinander ebenfalls verwandt sind, und es scheint die Gefahr zu drohen, daß die analytische Kur in Pädagogik ausarte.

Man darf aber daran erinnern, daß Anna Freud einmal davon sprach, daß man die Kinder oft zuerst analysefähig machen, „zur Analyse erziehen" muß. Trotz des anfänglich hervorgerufenen Widerstandes hat sich dieses Verfahren behaupten können, es fanden sich immer mehr Analytiker, die dies als eine unumgängliche Phase der Behandlung beschrieben haben. Ferenczi sprach dann von einer „Kinderanalyse an Erwachsenen", in der ähnliche Erfahrungen zu beobachten waren. Dann wagte sich die analytische Methode immer mutiger an das große Problem der Psychosenbehandlung und mußte — ungern genug — bekennen, daß diese Patienten in der ersten Zeit der Kur tatsächlich „zur Analyse erzogen" werden müssen.

Und schließlich sollten wir nicht vergessen, daß die ganze analytische Situation ein Kunstprodukt ist, zu dem unsere Patienten — manche nur nach Überwindung erheblicher Schwierigkeiten — konsequent erzogen werden müssen. Unter Umständen haben etwa Patienten zu lernen, pünktlich am Anfang der Stunde zu erscheinen und — was weit schwieriger ist — pünktlich am Ende der Stunde wegzugehen. Denken wir ferner an die freie Assoziation, an die Aufrichtigkeit und Offenheit, zu der unsere Patienten gleichfalls erzogen werden müssen. Sicher helfen uns die Deutungen bei dieser Entwicklung erheblich; aber der ganze Vorgang gehört, besonders durch den unerschütterlich festgesetzten Endpunkt, viel mehr zur Erziehung als z. B. zur Auflösung eines neurotischen Symptoms.

Vom Standpunkt des Analytikers betrachtet, werden diese Kinder, Neurotiker oder Psychotiker, erzogen; subjektiv betrachtet heißt das, daß sie etwas lernen müssen. Das Ich dieser Patienten war nicht stark genug, den Anforderungen einer analytischen Kur entsprechen zu können, folglich war die erste Aufgabe der Kur, dieses Ich dementsprechend erstarken zu lassen. Wir haben nun vier synonyme Begriffe, alle vier klinisch gut fundiert: „Stärkung des Ichs", „Durcharbeiten", „Lernen", „Zur-Analyse-Erziehen".[8a] Es ist deutlich, das Erziehen

8a) Th. M. Frensch entwickelt in seinem Aufsatz „Klinische Untersuchung über das Lernen im Verlauf einer psychoanalytischen Behandlung", Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXIII, 1937, ähnliche Gedanken über das Lernen und Durcharbeiten in der Analyse, betont aber nicht den Zusammenhang dieser beiden Begriffe mit dem der Ichstärkung. Ferner beschreibt er sehr klar, daß die Analyse den Patienten fortwährend vor Aufgaben stellt, zieht aber nicht den Schluß, daß zwischen Analyse und einer besonderen Art Erziehung offenbar eine gewisse Verwandtschaft besteht.

zur Analyse und das Lernen beschreiben in diesem Zusammenhang denselben Vorgang; es bleibt aber noch zu zeigen, daß Stärkung des Ichs und Durcharbeiten ebenfalls das gleiche Geschehen beschreiben. Wir kehren jetzt für einen Augenblick zum Bilde des Kondensators zurück und fragen nach seiner Verwendung in der Technik. Man wird ihn überall finden, wo eine Funkenbildung, also eine Energieverschwendung verhütet oder vermindert werden soll. Der Kondensator verhindert eben, daß die Spannung sprunghaft steigt, er sammelt die überschüssige Energie — ohne erhebliche Spannungssteigerung — in sich auf und kann sie später ohne erhebliche Verluste wieder abgeben. Der Gedanke Freuds, daß die frei flottierende Energie des Primärvorganges beim Sekundärvorgang tonisch gebunden wird, bis sie realitätsgerecht abgeführt werden kann, erscheint uns wie eine Paraphrase dieser Vorgänge.

Schon in der ersten Auflage der Traumdeutung hat Freud diese Gedankengänge entwickelt; sie wurden aber kaum je, und eigentlich nie auf ihre Brauchbarkeit, geprüft. Besonders seit der Einführung des Überichs in die psychoanalytische Theorie sind sie schwer einzuordnen. Man hat sich gewöhnt, alles Aushalten und Ertragen summarisch als Gehorsam vor den Befehlen des Überichs zu beschreiben; man studierte die Abhängigkeiten des Ichs, nicht aber seine Struktur, seine eigenen Funktionen. Ich will nicht bestreiten, daß in sehr vielen Fällen das Ich den Befehlen des Überichs gehorcht, wenn es die vom Es heranströmende Erregung erträgt, aber das ist doch nicht immer der Fall. Es gibt viele einwandfrei nachweisbare Gelegenheiten, in denen das Ich — für sich selbst, man möchte sagen aus purer Freude, sogar gegen die Befehle des Überichs — diese Leistungen vollbringt. Das einfachste Beispiel hierfür sind die Sportleistungen, vom einfachen Bergsteigen bis zur akrobatischen Felskletterei, vom bequemen Konditionstraining für „old boys" bis zum höchstgespannten Wettkampfe. Überall handelt der betreffende Mensch zunächst gegen das Lustprinzip, nimmt, ohne gezwungen zu sein, Arbeit, Anstrengungen und Erregungen auf sich, spannt alle seine Kräfte an — aus Lust und Freude. Ähnliches gilt auch für die in manchen Fällen zu beobachtende freie Lernfreude.

Rank[9] hat meines Wissens als erster darauf aufmerksam gemacht, „daß wir die Lust durch Schaffung innerer Widerstände erhöhen wollen". Es ist wohl unnötig, die These mit Beispielen zu belegen. Für meinen Gedankengang ist es unwesentlich, ob diese Widerstände alle durch Introjektion äußerer Befehle entstanden sind, also zum Überich gehören, wesentlich ist es nur, daß sie und die Kondensatorfunktion des Ichs einander gegenseitig bedingen. Ohne diese Widerstände bleibt die erreichbare Lust klein, weil zu wenig Erregung angesammelt wird; ohne ein genügend starkes Ich wird die Erregung schon bei einer

9) O. Rank: Der Künstler. I. Aufl., Wien, 1907.

kleinen Intensität durch Kurzschluß abgeführt. Diese Verhältnisse lassen sich am instruktivsten an der Funktion des Orgasmus [10] studieren. Die Lust im Orgasmus hängt von der erreichten Höhe der Sexualerregung während des Aktes ab. Alle Artes amandi der Weltliteratur sind eigentlich Gebrauchsanweisungen, um die Erregung vor und im Orgasmus absichtlich höher zu treiben. Zwar ist diese Steigerung — Freud hat dies bereits in den „Drei Abhandlungen" hervorgehoben — unlustvoll und lustvoll zugleich, doch das Ertragen dieser Spannung bedeutet eine Belastungsprobe, zu der nur Leute mit einem praktisch gesunden Ich fähig sind. Denken wir wieder an den Kondensator; kleinere Energiemengen können ohne weiteres in ihm angesammelt werden, es kommt nicht zu einer unbeabsichtigten Entladung. Will man aber einen Funken absichtlich hervorrufen, so wird er bedeutend mächtiger sein, als derjenige, den dieselbe Energiequelle ohne Kondensator hervorbringen könnte.

Kann nun das Ertragen und noch mehr das absichtliche Steigern der Sexualerregung während des Koitus als ein Gehorsam vor den Befehlen des Überichs erklärt werden? Offenbar handelt es sich eher um ein bewußtes Übertreten dieser Gebote — etwa durch „Verstöße" gegen Scham, Mitleid, Ekel oder auch Moral —, also um einen Triumph des Ichs über das Überich. Einen weiteren Beweis liefert etwa die analytische Heilung einer Ejaculatio praecox. Das Ertragen der Sexualspannung gelingt nach der Analyse besser, nicht weil das Überich, sondern wohl weil das Ich stärker geworden ist. Ich glaube damit genügend belegt zu haben, daß das Ertragen von Spannungen nicht nur auf Befehl des Überichs erfolgt, sondern auch ohne, sogar gegen einen solchen Befehl, also eine autonome Ich-Funktion sein kann.[11]

All dies haben wir doch immer gewußt, sogar immer danach gehandelt. Das Bestreben jeder analytischen Kur war immer, das automatisch wirkende Überich abzubauen und an dessen Stelle ein starkes, auch schweren Belastungen gewachsenes Ich im Patienten entwickeln zu lassen. Demnach haben wir klinisch immer angenommen, daß das Aushalten und Ertragen auch eine eigene Funktion des Ichs sein kann. Theoretisch aber haben wir diese sicher fundierten klinischen Erfahrungen außer acht gelassen; wohl deshalb, weil sie uns immer wieder vor das theoretisch ungelöste Problem gestellt hätten, was der eigentliche Sinn und die Bedeutung der Pädagogik innerhalb der analytischen Kur sein kann.

Zwei schwerwiegende Erfahrungen können gegen das Vermischen von Psychoanalyse und Pädagogik ins Treffen geführt werden. Jede analytische Stunde bringt uns neue Beweise dafür, wie verhängnisvoll erzieherische Einwirkungen die Lebensfreude, die Genußfähigkeit, die seelische Gesundheit des Menschen

10) M. Bálint: Eros und Aphrodite. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

11) Daß das Ertragen keine Es-Funktion sein kann, braucht wohl nicht besonders diskutiert zu werden.

beeinträchtigen können. Wir wissen nur zu gut, daß in der gefühlsheißen Atmosphäre der Übertragung jede Beeinflussung von seiten des Analytikers sehr intensive, nachhaltige und oft unberechenbare Wirkungen auslösen kann. Es ist also ganz natürlich, daß die Psychoanalyse dieser Verantwortung bewußt und wohlweislich ausgewichen ist. Auf der anderen Seite hat man versucht, die Resultate der Psychoanalyse auf die Pädagogik anzuwenden. So entstand eine wertvolle Kritik der erzieherischen Methoden, aber zunächst nur eine negative Kritik. Die späteren versuchsweise gegebenen positiven Ratschläge mußten, wie Anna Freud in ihrem Vortrag an der II. Vierländertagung in Budapest 1937 überzeugend dargetan hat, zuerst modifiziert, dann eingeschränkt und schließlich zurückgezogen werden. Der Vortrag Anna Freuds gipfelte in der Feststellung, daß wir, nach Jahren intensivster Arbeit, geleistet durch eine ausgewählte Schar unserer besten Kräfte, wenigstens bestimmt wissen, daß es noch keine praktisch brauchbare psychoanalytische Pädagogik gibt.

Woran mag dies liegen? Die Psychoanalyse hat sich — in ihrer Kritik wie in ihren Ratschlägen — bisher, nicht ausschließlich, aber überwiegend, für ein Teilgebiet der Pädagogik interessiert. Dieses Gebiet umfaßt alle die Einschränkungen, die die Gesellschaft dem Einzelnen auferlegt. Hierher gehören: Reinlichkeit, Ekel, Scham, Mitleid, Ästhetik, Moral, Ehrfurcht usw., diejenigen Kräfte also, die aus dem Überich ihre Energie beziehen. Die psychoanalytische Pädagogik war vornehmlich eine Überich-Pädagogik, ihr Hauptproblem war zu erforschen, welche Art von erzieherischen Methoden und in wie starker Intensität sie angewendet werden sollen, um eine optimale Überichbildung zu erzielen.

Diese Problemstellung stammt unmittelbar aus unserer Theorie, die vorwiegend auf das Studium der Zwangsneurose und der Melancholie aufgebaut wurde. Die Probleme der Hysterie, obwohl auf diesem Gebiete Freud die Forschung eröffnet hat, sind in den späteren theoretischen Erörterungen immer weniger berücksichtigt worden. Um nur ein einziges, aber schwerwiegendes Beispiel zu bringen: In dem Buche von Anna Freud[12] wurden unter den zehn Abwehrarten eben die zwei für die Hysterie charakteristischen Mechanismen nicht erwähnt. Diese sind: die Verschiebung und die Konversion. Diese Auslassung ist für die herrschende theoretische Einstellung bezeichnend.

Nun hat der Zwangsneurotiker im allgemeinen ein ziemlich gut entwickeltes Ich mit einer erheblichen Kapazität. Es ist gar keine Seltenheit, daß z. B. selbst schwer zwangskranke Menschen ihren Beruf ausüben können, oft sogar so, daß niemand von ihrer Krankheit weiß. Dies ist theoretisch verständlich; ist es doch eine Hauptbedingung der Entstehung dieser Krankheitsformen, daß die Erregung, wenn auch in kleine Quantitäten aufgeteilt, im Ich verbleibt, also weder verdrängt,

12) Das Ich und die Abwehrmechanismen. Wien, 1936.

noch konvertiert wird. Bei einer Zwangsneurose wird dementsprechend die Analyse viel seltener vor die Aufgabe gestellt, nach der Bewußtmachung des Verdrängten sich noch um die Stärkung des Ichs bemühen zu müssen. Viel häufiger, beinahe regelmäßig erwächst uns aber diese Aufgabe bei einer Hysterie oder Hypochondrie und ähnlichen Krankheitsformen. Die Erfinderin unserer Methode, Frl. Anna O . . ., ist uns auch hier beispielgebend vorangegangen. Nachdem sie die pathogenen Ereignisse bewußt erinnert hatte, setzte sie sich absichtlich der ehemaligen pathogenen Situation, zwar in einer gemilderten Form, aus [13] und inaugurierte damit die Vermischung von pädagogischen und analytischen Methoden. Bekanntlich war ihre Krankheit eine klassische Hysterie.

Auch unsere Ichpsychologie wurde im wesentlichen auf die Erfahrungen bei der Zwangsneurose und Melancholie aufgebaut. Näher betrachtet entpuppt sie sich dementsprechend als eine Abhängigkeitspsychologie oder, anders gesagt, zum kleineren Teil als Es-Psychologie, vorwiegend aber als Überich-Psychologie. Das Ich selbst spielt in dieser Ichpsychologie bloß die Rolle eines Kampfplatzes. Die psychoanalytische Ichpsychologie und die psychoanalytische Pädagogik sind annähernd gleichaltrig; sie haben sich auch gegenseitig in ihrer Entwicklung weitgehend beeinflußt. Beide stehen seit ihren Anfängen unter dem Banne des Überichs.

Wir wissen aber, daß es auch eine wahre Ich-Psychologie, eine echte Ich-Pädagogik geben muß. Sie wird aber viel komplizierter als die des Überichs sein. Alles, was mit dem Überich zu tun hat, bleibt innerhalb der Psychologie. Das Ich aber ist vor allem ein Körper-Ich und die hier auftauchenden Probleme greifen vielfach auch auf die Biologie über; sie machen „den rätselhaften Sprung ins Organische". Sicher war diese Kompliziertheit mit ein Grund dafür, daß die Forschung sich weniger mit diesem Gebiete befaßt hat. Und doch gehören so wichtige Probleme hierher, wie die Auto- und Alloplastik, die Sublimierung und vor allem die Lustabfuhr, sowohl als Vorlust als auch als Endlust. Wir wissen über die hier herrschenden Vorgänge und Gesetze wenig, verglichen z. B. mit unserem Wissen über den Primärvorgang. Es steht nur soviel fest, daß die vier angeführten Erscheinungen Funktionen des Ichs sind; sie sind zwar, jede für sich, auf angeborene Veranlagung aufgebaut, müssen aber doch mühsam gelernt werden.[14] Außerdem ist eine ihrer Bedingungen die Realitätsprüfung, also wieder etwas, was erlernt werden muß.

„Lernen" heißt also nicht nur Befehle introjizieren und als Überich weiterbilden und kräftigen, im Gegenteil: „Lernen" heißt im ursprünglichen Sinne „erfahren werden", d. h. das Ich bereichern und entwickeln. Also gerade das, was sich

13) Breuer-Freud: Studien über Hysterie. 3. Aufl. Wien, 1916, S. 32.

14) Wie das Byron von seiner Poesie so treffend gesagt hat: sie ist das Resultat vom „$^1/_4$ inspiration and $^3/_4$ perspiration".

bereits seit langem als der eigentliche Zweck der psychoanalytischen Behandlung entpuppt hat. Die Bewußtmachung des Unbewußten ist eben nur der eine Aspekt der analytischen Kur, der andere Aspekt hingegen ist die Stärkung des Ichs. Individuell verschieden ist das von der Vorgeschichte des Patienten bestimmte, unbewußte Material, das zutage gefördert werden soll. Die Stärkung des Ichs hingegen, also das Ertragenlernen des bisher Verdrängten, die strenge Wahrung und Aufrechterhaltung der analytischen Situation, das ständige Drängen zur vollen Aufrichtigkeit, das Erzogenwerden zur Analyse, das „Lernen", d. h. „Erfahren" neuer Zusammenhänge u. a. m. sind die in jedem Fall gleichbleibenden, von der individuellen Vorgeschichte, Krankheitsform usw. unabhängigen Elemente der analytischen Kur. Sie stellen Aufgaben dar, die von uns und nicht vom Patienten bestimmt werden. Es ist eine Art Pädagogik, die hier im bewußten Gegensatz zur sonstigen Überich-Pädagogik als Ich-Pädagogik beschrieben wurde.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich nochmals betonen, daß die Ich-Pädagogik nicht etwa eine besonders zu verwendende Maßnahme während der Behandlung darstellt, sondern ein immanenter Bestandteil der Analyse ist. Die Analyse wurde bloß deshalb nicht als Ich-Pädagogik erkannt, weil uns Pädagogik meist Überich-Pädagogik schlechthin bedeutet hat, also Ermahnen, Führen, Moralisieren und besonders Werten. Selbstverständlich muß innerhalb der psychoanalytischen Behandlung all dies, d. h. die ganze Überich-Pädagogik aus wohlbekannten Gründen nach wie vor schärfstens abgelehnt werden.[15]

Die psychoanalytische Kur arbeitet sicher nicht für, sondern gegen das Überich, will sie doch das Starrgewordene wieder elastisch machen, den automatischen „kategorischen Imperativ" des Überichs in das freiwählende, realitätsgerechte Urteilen und Handeln des Ichs verwandeln. Dazu ist aber ein leistungsfähiges Ich mit einer guten Kapazität notwendig, ein Ich, das „gelernt" hat, auch hohe Triebspannungen zu ertragen. Man hat meiner Meinung nach in der letzten Zeit viel zu viel Aufmerksamkeit auf die frühesten Entwicklungsstadien des Ichs, den nie beobachtbaren Uranfang der Ichbildung verwendet. Ich glaube, die Zeit ist gekommen, wo wir die klinisch täglich beobachtbaren Ichveränderungen genauer studieren sollten.

Die beiden erwähnten Erfahrungen — die immer wieder nachweisbare verhängnisvolle, oft schwer pathogene Wirkung der Erziehung einerseits, die Unmöglichkeit, eine praktisch brauchbare psychoanalytische Pädagogik auszuarbeiten, andererseits — führten dazu, daß die psychoanalytische Technik alles,

15) Zur Sonderung der Ichsträkung (dort als Triebtraining aufgefaßt) und der Überichbildung s. Alice Bálint: Versagen und Gewähren in der Erziehung. Ztschr. f. psa. Pädagogik. Bd. X, 1936.

was nur entfernt an die Pädagogik erinnerte, ohne es zu prüfen ausnahmslos ablehnte. So entwickelte sich eine Art von Phobie, die sicher berechtigt war, solange Pädagogik schlechthin mit Überich-Erziehung gleichgesetzt wurde. Wenn wir jedoch die hier vorgeschlagene Sonderung von Icherziehung und Übericherziehung streng durchführen, müssen wir nicht mehr befürchten, daß die Analyse zu Pädagogik entartet, sondern können hoffen, daß das Studium der feineren Vorgänge im Ich während des Durcharbeitens, des zur Analyse Erzogenwerdens, d. h. während der Stärkung des Ichs dazu beitragen wird, jene psychologischen Grundlagen zu erarbeiten, auf die dann jede Pädagogik aufbauen kann und muß. Wir sollten aber zu diesem Zwecke unsere Aufmerksamkeit und unsere Forschungsarbeit viel intensiver auf die Hysterie und auf die ihr verwandten Krankheitsformen richten, d. h. wir brauchen heute wieder, wie vor mehr als 40 Jahren, gründliche „Studien über Hysterie".

Die Problematik des musikalischen Geschehens[1]

Von

Richard Sterba

Detroit

> Wohl war Beethoven im Leben mehr von der verdrossenen Art, aber für gewisse Momente, die er muss genossen haben, beneide ich ihn doch — ich glaube mehr als irgendeinen anderen Sterblichen. Wie es Raffael und anderen bildenden Künstlern etwa zu mute gewesen ist, kann ich nicht wissen; bei den Komponisten weiss man es.
>
> JACOB BURCKHARDT, Brief an Friedrich von Preen, Sylvester 1887.

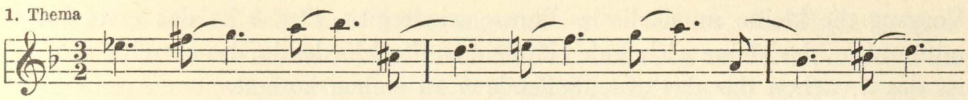
Gegenstand meiner Untersuchung und spekulativen Betrachtung ist ausschließlich die europäische Musik; aber auch diese nicht als Gesamtphänomen, sondern an ihr nur das thematische Formelement, die Keimzelle unserer musikalischen Gestaltung, und die Zusammenfügung der Themen zu jener musikalischen Gestalt, die wir Satz nennen. Das Tonale und das Rhythmische bleiben dabei außerhalb meiner Betrachtungen.

Was ich Ihnen zunächst mitteile, sind Selbstbeobachtungen, die von geeigneten Personen leicht nachgeprüft werden können. Den Mut zur Hypothese, die ich darauf aufbaue, empfange ich in hohem Maße aus meiner eigenen musikalischen Betätigung, zu der mich eine nicht ganz gewöhnliche Begabung auf dem Gebiete musikalischer Reproduktion befähigt. Aus dem Nachschaffen, das bei der Musik wie in keiner anderen Kunst zur Wirkung des Kunstwerks nötig ist, kann man wohl unmittelbar erleben und verspüren, wie es beim Schaffen zugegangen sein müsse, und meine Theorie über ein Teilgeschehen des musikalischen Prozesses erhebt aus der subjektiven Beobachtung des Erlebens bei der musikalischen Reproduktion den Anspruch, nicht unbegründet zu sein.

Ich habe aus Selbstbeobachtungen erfahren, daß ebenso wie Gedanken auch musikalische Motive im Zustande des Einschlafens sich in halluzinatorische Bilder umsetzen können, daß also das autosymbolische Phänomen Silberers auch an musikalischen Formen auftreten kann. — Ich möchte dazu bemerken, daß ich im Wachzustande Musik durchaus absolut empfinde; bildhafte Assoziationen zu gehörter oder selbst reproduzierter Musik kommen bei mir im Wachzustande nicht vor. — Ich will Ihnen zwei solche Phänomene schildern, und kann dies nicht tun, ohne den Notenkundigen unter Ihnen die Themen, die ihre Umbildung in das halluzinatorische Phänomen erfahren haben, anzugeben.

---

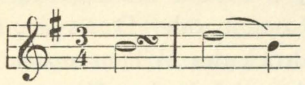
1) Vorgetragen auf dem XV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Paris (1.—8. August 1938).



Händel, Kammersonate F dur für Geige und Klavier

Meine Gedanken beim Einschlafen kreisten darum, daß ich vorhatte, am nächsten Tag die erste Faltbootfahrt des Jahres auf der Donau zu unternehmen, und ich war besorgt, wie ich mich, besonders meinen Rücken, gegen Sonnenbrand schützen würde, da es ein strahlender Tag zu werden versprach. Während dieser Gedanken beschäftigte mich das genannte Thema, d. h. ich hörte es innerlich und erlebte es seinem musikalischen Ausdruck nach. Das Thema ging nun in einem bestimmten Moment, während es mir weiterhin akustisch gegenwärtig war, in folgendes Bild über: ich sitze etwa wie im Faltboot und sehe und spüre mich ein großes weißes Tuch, das einen bogigen Bausch bildet, mit beiden Händen langsam im Rhythmus des Themas über meinen Rücken von einer Seite zur andern und zurück schwingen. Bild und Thema sind dabei dasselbe, ununterscheidbar.

Der bauschige Bogen weißen Tuches ist als der Bogen erkennbar, der je ein Achtel und ein punktiertes Viertel zusammenfaßt zur Einheit Was als intensive Gemeinsamkeit zwischen Bild und Thema empfunden wurde, war die Gleichheit und Gleichartigkeit der Bewegung, in ihr waren Bild und Thema durchaus identisch.

Das zweite Beispiel ist fast noch instruktiver. Wieder im Einschlafen ist mir eine kleine Phrase:  gegenwärtig, sie wird als eine Oberstimme zu der Schlußphrase:

gedacht, die ein isländisches Volkslied abschließt, das den gelben Löwenzahnhügel besingt. Ich höre nun diese kleine Melodie und gebe mich mit Vergnügen der hübschen und gefälligen kleinen Form hin, wiederhole sie mir einigemale. Während ich sie so wiedergehört erlebe, wird sie plötzlich gleichzeitig ein bildhaft aufscheinender Vorgang. Ich sehe auf einer Wiese ein gelbes Stiefmütterchen, dann mehrere solche daneben, vier bis fünf will mir scheinen, wie ein kleine wirbelnde Bewegung, eine kleine Verwirrung von Stiefmütterchen, dann springt ein größeres aus dem Häuflein heraus und stellt sich weiter vorne in der Bewegungsrichtung des Vorganges einzeln auf, ein zweites kleineres stellt sich daneben.

Im nächsten Momente klarer Besinnlichkeit weiß ich sofort, daß der bildhafte

Vorgang die kleine musikalische Phrase wiedergibt. Das *h* ist das erste Stiefmütterchen, das kleine wirbelnde Häuflein ist das Mordendo, das einzelne größere ist das *d*, neben das das abschließende *h* zu stehen kommt.

Daß die Stiefmütterchen Noten sind, ist einleuchtend. Ich hatte am Tage die Stiefmütterchen im Garten betrachtet, sie waren ausgewachsen, besonders langstielig. Die große flächige Blüte an den nun schon zu langen zarten Stielen eignet sich in halluzinatorischer Übersetzung vorzüglich zur Darstellung von Viertel- und halben Noten. Das Gelb kommt vom Löwenzahn im Lied, zu dessen Schluß die Phrase als parallele Oberstimme gedacht war.

Die zentrale Gemeinsamkeit zwischen musikalischem Ablauf und bildhaftem Vorgang war wiederum die Bewegung. Besonders die Bewegung des einzelnen Stiefmütterchens zum *d* hin ist im bildhaften Erleben sehr eindrucksvoll, der Mittelpunkt des kleinen Geschehens, ein schöner schwingender Sprung auf ein sicheres Ziel zu, mit derselben Freude erfüllend, wie sie die Endung des Mordendo in das *d* im tönenden Erlebnis bringt.

Ich verfüge nicht über eine reichliche Anzahl solcher autosymbolischer Umsetzungen von Musik in bildhaftes Geschehen. Ich erlebe sie selten und nur unter besonderen Bedingungen. Vielleicht aber werden einige unter Ihnen, darauf aufmerksam gemacht, das gleiche Phänomen beobachten. Seine Entdeckung aber ließ mich die Berechtigung fühlen, seit langem Gedachtes über den Zusammenhang unseres musikalischen Erlebens mit Bewegungserlebnissen auszusprechen. Dieser Zusammenhang ist oft empfunden worden, von Aristoteles, der sagt, daß die Bewegung der Melodien die Bewegungen der Seele nachahmt, bis zu den modernen Musikschriftstellern, wie etwa Hanslick, der als Inhalt der Musik „tönend bewegte Formen" [2] nennt, oder Dessoir, der meint: „Wenn Schopenhauer die Musik zum Ausdruck des Willens mache, so hatte er darin recht, daß die Lebendigkeit eines Ich... sich in dem Klettern, Biegen, Schweben und Verweben der Klänge spiegelt." [3] Fast jeder Musikschriftsteller hat die Bewegungslust am Musikalischen empfunden und in sein Erklärungsprinzip der Musik eingebaut.

Ich habe in einer Studie über den dichterischen Ausdruck der Naturlyrik [4] nachgewiesen, daß im Naturgefühl die narzißtische Lust am Naturerleben durch die Bewegung der Objekte vermittelt wird, in die sie die dichterische Darstellung geraten läßt. Ich nannte das Phänomen „kosmische Motilität". Schon die innige Verwandtschaft der Lyrik mit der Musik legt es nahe, ein Lustmoment

2) Eduard Hanslick: Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Ästhetik der Tonkunst.

3) Max Dessoir: Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft.

4) Zum dichterischen Ausdruck des modernen Naturgefühls. Imago, Bd. XIV, 1928.

des musikalischen Erlebens im Bewegungsmoment zu suchen; die Objektlosigkeit der musikalischen Kunstgattung freilich ließ von Anfang an vermuten, daß die Regression im musikalischen Erlebnis viel tiefergehend sei als im Naturgefühl, in dem die Objektwelt wohl narzißtisch erobert und in den Bereich der erweiterten eigenen Ichgrenzen einbezogen wird, aber als Objektwelt doch empfunden und wirksam bleibt.

Die Überführung musikalischer Erlebnisse in halluzinatorische Bilder im Einschlafzustand, wobei die Bewegung als der gemeinsame Mittelpunkt des Geschehens erlebt wird und dabei das gleiche Lustgefühl vermittelt wie die musikalische Phrase es mit sich bringt, läßt erkennen, daß als integrierender Bestandteil des musikalischen Erlebnisses die Bewegungslust betrachtet werden muß.

Es wird im folgenden gelten, die Bewegungslust, wie sie im spezifischen musikalischen Erlebnis auftritt, einer Untersuchung zu unterziehen.

Seit langem sind wir von Freud belehrt, die Bewegung des eigenen Körpers und der eigenen Gliedmaßen als Quellen hoher autoerotischer Lust beim Kinde zu betrachten. Ich bin der Meinung, daß wir beim Kind das Erlebnis der eigenen Gliedmaßen, ihre Anfügung an das Körperschema, die Zusammenfügung der membra disiecta zu einer Körpereinheit, die Durchdringung ihrer Repräsentanzen mit narzißtischer Libido, vor allem aber die zunehmende Beherrschung der muskulären Innervationen und damit der Körpermotilität in bezug auf den Lustgewinn noch nicht gut genug einzuschätzen verstanden haben. Die Frühe des Zeitabschnittes, in dem wir diese Erlebnisse annehmen müssen, machen sie unseren Untersuchungen so schwer zugänglich. Am ehesten scheinen mir von der Arbeitsrichtung Paul Federns Aufschlüsse über diese frühesten und intensivsten Lusterlebnisse zu erwarten. Das beglückend freie und so unsäglich willensgehorsame Spiel der musikalischen Bewegung nun ist nach meiner Ansicht eine regressive Wiederholung und idealisierende Steigerung der körperlichen, narzißtisch-autoerotischen Lusterlebnisse jener Periode der Frühinfantilität, in der die Entdeckung der Gliedmaßen und die allmähliche Beherrschung des Körpers erfolgt. Aus dieser Periode entnimmt die Musik zum Teil das intensiv Räumliche, das ihr eigen ist und das nicht aus der Tonqualität stammt, sondern aus der musikalischen Bewegung. Helmholtz hat diese Bewegungsqualitäten und ihre idealisierte Steigerung in der Musik wohl empfunden, wenn er sagt: „das unkörperliche Material der Töne ist viel geeigneter als irgendein anderes noch so leichtes Material, in jeder Art der Bewegung auf das feinste und fügsamste der Absicht des Musikers zu folgen; anmutige Schnelligkeit, schwebende Langsamkeit, ruhiges Fortschreiten, wildes Springen, alle diese verschiedenen Charaktere der Bewegung und noch eine unzählbare Menge von andern lassen sich in den mannigfaltigsten Schattierungen und Kombinationen durch eine

Folge von Tönen darstellen." [5] Im Grunde genommen ist diese Bewegung in wichtigen Anteilen nichts anderes als eine ideale Körperbeherrschung und die Lust ihr entsprechend von kinästhetischer Art, narzißtisch und außerordentlich groß.

Der räumliche Charakter des musikalischen Bewegungserlebnisses muß aber wohl auch aus einer Beziehung zur umgebenden Raumwelt abgeleitet werden. Nun sind es gerade die kinästhetischen Erlebnisse der Frühinfantilperiode, die die ersten Beziehungen zur räumlichen Umgebung vermitteln. Es ist dies die Zeit, in der Ich und Außenwelt die ersten noch unscharfen, vielfach noch reversiblen Trennungen erfahren, jene Zeit, in der die Tendenz besteht, lustvolles Außen zum Innen zu rechnen, und in der das Zusammenfließen von Ich und Außenwelt das Grunderlebnis des „ozeanischen Gefühls" entstehen läßt.[6]

Wir sind der Meinung, daß die eigene Motilität, die Bezeichnung im Sinne der Beherrschung der willkürlichen Muskulatur und der Gliedmaßen gebraucht, nicht nur primär narzißtischen Lustgewinn bringt, sondern daß sie gleichzeitig Vorbild der Beherrschung der Objekte ist. Die Bewegungen der Körperteile sind beim Kind frühen Alters bedeutsamste Akte von imitativer Magie. Die magische Geste und die beschwörende Bewegung sind Reste dieser Bewegungsmagie, die den tieferen Sinn hat, die Außenwelt so wie den eigenen Körper zu beherrschen. Diese Art der Bewegungsmagie aber, die vor allem der imitativen Magie zugrundeliegt, ist möglich durch die Aufhebung der Grenzen zwischen Ich und Objekt, sie bedeutet ein Einswerden des Handelnden mit dem durch die Handlung zu beeinflußenden Objekt, ihre Grundlage ist die Auflösung oder das Noch-nicht-Vorhandensein der Trennung zwischen Innen und Außen, das der Ich-Weltidentität des „ozeanischen Gefühls" zugrunde liegt. Das Bewegungsmoment des musikalischen Geschehens bringt also nicht nur eine Regression zur frühinfantilen kinästhetischen Lust mit sich, sondern auch das intensive Lusterlebnis der Aufhebung der Trennung von Innen- und Außenwelt. Diese Aufhebung liegt dem imitativen magischen Geschehen zugrunde; sie setzt die Beherrschung des eigenen Körpers der idealen motorischen Beherrschung des gesamten Kosmos gleich und läßt sie gleichgesetzt erleben.

Die Tatsache, daß im musikalischen Bewegungserlebnis die eigene Bewegung gleichzeitig als gleichsinnige Bewegung der Außenwelt erlebt wird, daß also in ihm das Weltgeschehen vom Ich aus gelenkt und geleitet werden kann, gibt der

5) Hermann von Helmholtz: Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik.

6) Wir nehmen dabei die Fixierungsstelle des Bewegungsmoments der Musik später an als Pfeifer (‚Musikpsychologische Probleme', Imago, Bd. IX, 1923) sie für das tonale Element aufstellt, wenn er sagt: „Die Darstellung der Organlust ist die Grenze, zu der die Musik in der Objektdarstellung gehen kann, also bis zur Darstellung der Funktion des eigenen Körpers, des materiellen Ich."

Musik das Schöpferische, das sie so sehr auszeichnet, daß uns der Musiker mehr als jeder andere Künstler als „Demiurgos" imponiert. Aus unserer Auffassung verstehen wir das polyphone musikalische Werk als einen Mikrokosmos, in dem jede einzelne Stimme vermöge Identifizierung auf Grund des kinästhetischen Lusterlebnisses wir selber sind, während gleichzeitig jede Bewegung und jeder Tonschritt ein Stück der Objektwelt bedeutet, die in den eigenen narzißtischen Geltungsbereich rückgezogen und rückverwandelt und somit unseren motorischen Willensimpulsen unterworfen ist. Die Harmonie des Weltalls und die Musik der Sphären sind dann als Rückprojektion des in den musikalischen Mikrokosmos einbezogenen Weltalls zu verstehen.

So vermittelt uns das musikalische Geschehen das großartige Erlebnis eines narzißtisch-direktiv und eigenschöpferisch gestaltend genossenen Ich-Weltvorganges. In wunderbaren Worten hat dies Goethe in einem Brief an Zelter ausgesprochen, wenn er sein Erlebnis beim Anhören eines Werkes von Joh. Seb. Bach also gestaltet: „Ich sprach mir's aus: als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sichs etwa in Gottes Busen kurz vor der Weltschöpfung möchte zugetragen haben. So bewegte sichs auch in meinem Inneren und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen, und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte." Wir aber meinen dazu, daß der Sinn für die frühinfantile kinästhetische Lust mit all ihrer magischen Bedeutung es ist, der das musikalische Erlebnis der Ich-Weltidentität vermittelt, und daß wir um seinetwillen der übrigen Sinne entraten dürfen.

Zur Deutung eines sumerischen Siegelzylinders

Von

Max Kohen

Brüssel

Ernest de Sarzec, französischer Konsul in Bassorah, fand im Jahre 1879, als er unter den Schutthügeln von Tello im Iraq Arabi die altsumerische Stadt Lagash ausgrub, den Siegelzylinder, dessen Abdruck vorstehend wiedergegeben ist. Das Stück, das aus bräunlichem Jaspis besteht, 29 mm in der Höhe und 15 mm im Durchmesser mißt, ist um etwa 2500 vor Chr. anzusetzen. Es ist jetzt im Besitz des Musée du Louvre.[1]

Der Abdruck dieses Siegelzylinders zeigt drei Personen: Einen ausgestreckt liegenden, nackten Mann, über ihm eine ebenfalls nackte Frau in Hockerstellung mit geöffneten Knien und deutlich gekennzeichnetem Geschlechtsteil und rechts zur Seite einen anderen Mann. Dieser zweite Mann steht aufrecht und ist bekleidet; er richtet mit seiner erhobenen Linken eine dolchartige Waffe gegen den am Boden Liegenden, dessen zurückgeworfene Arme vermuten lassen, daß hier ein Sterbender oder Toter dargestellt ist. Ein weiteres beachtenswertes Detail ist, daß der aufrecht Stehende und Bewaffnete bartlos ist, während der am Boden Liegende einen trotz des kleinen Formats der Darstellung gut erkennbaren Bart trägt. Man kann kaum daran zweifeln, daß hier ein Altersunterschied angedeutet sein soll, da nicht anzunehmen ist, daß bei einer derart minutiösen Arbeit der einen Figur ein so interessantes Detail wie der Bart ohne besondere Absicht zugefügt, oder bei der anderen aus Nachlässigkeit fortgelassen worden sei. Die Frau, die frontal gezeichnet ist, kann in dieser Stellung nicht auf dem Körper des Mannes gesessen haben; ihre Positur wird erst verständlich und erhält ein einleuchtendes Verhältnis zu der des unter ihr liegenden Mannes, wenn man sie sich im Profil, also rittlings auf dem Manne sitzend, vorstellt, was der Künstler in Unkenntnis der Gesetze der Perspektive offenbar nicht wiederzugeben vermochte. Die Frau richtet ihren Blick auf den neben ihr stehenden, bewaffneten Mann, der auf dem Abdruck, welcher das spiegelverkehrte Negativ des Originals darstellt, mit der rechten Hand ihren linken Arm ergriffen hat.

Es ist eine seltsame Szene, über deren Sinn man sich bisher nicht klar werden

1) Eine vorzügliche Abbildung in Heliogravüre findet sich bei Sarzec, Découvertes en Chaldée, vol. 2, pl. 30bis, fig. 21; eine andere in Louis Delaporte, Catalogue des cylindres orientaux du Musée du Louvre, tome I, 1920, pl. 88, fig. 4.

konnte. Einige vermuteten, es möchte sich um irgendeinen, allerdings unverständlichen, erotischen Akt handeln, während andere glaubten, eine Geburtsszene oder gar eine Geisterbeschwörung vor sich zu haben. Da auch aus der Inschrift nichts auf die Handlung Bezügliches zu entnehmen war, wurden weitere Deutungsversuche bald aufgegeben.[2]

Im Lichte psychoanalytischer Erkenntnisse scheint sich ein Zugang zum Verständnis des Vorgangs zu bieten, den der sumerische Gemmenschneider vor nahezu viereinhalb Jahrtausenden mit bewundernswerter künstlerischer Technik veranschaulichte. Das charakteristische Element der Darstellung ist, daß der bärtige und somit ältere Mann von dem bartlosen und jüngeren umgebracht worden ist. Der ältere Mann und die Frau, die — wie beider Positur und ihre Nacktheit zeigen — im Begriff waren, den Geschlechtsakt zu vollziehen, oder ihn soeben vollzogen haben, wurden durch die Dazwischenkunft des jungen Mannes gestört. Daß dieser im Gegensatz zu den beiden anderen Gestalten bekleidet und gegürtet dargestellt ist — zwei Riemen kreuzen sich auf seiner Brust —, kennzeichnet ihn als den Hinzugekommenen, den Eindringling. Er hat das Paar überrascht und den Mann getötet. Die Auffassung ist geäußert worden, daß er die Frau, nicht also den Mann, mit seiner Waffe bedrohe; die Waffe ist aber entschieden nach unten, gegen den am Boden liegenden Mann gerichtet; auch ist die Haltung der Frau alles andere als eine angstvolle Abwehrstellung.[3]

Drei aufeinanderfolgende Phasen sind, als ob sie sich gleichzeitig abgewickelt hätten, auf dem Siegelzylinder wiedergegeben. Die Frau befindet sich mit ihren gespreizten Schenkeln und den fest auf die Knie gestemmten Händen noch in der Positur des von ihr sitzend ausgeführten Koitus; der junge Mann, soeben hinzukommend, zückt den Dolch, um ihren Geschlechtspartner zu morden, der seinerseits, mit zurückgeworfenen Armen, am Boden liegend, als bereits erschlagen gekennzeichnet ist. Ich möchte die Vermutung vorbringen, daß diese Szene eine Oedipus-Tat darstellt.

Das Thema ist von Otto Rank ausführlich behandelt worden (Das Inzest-

2) Paul Toscanne gibt in der Revue d'Assyriologie, tome VII, 1909, p. 60/61 folgende Übersetzung der Inschrift:

Edi (Eigenname?) — Mutter Vater — König von Uruki

3) Paul Toscanne (l. c.) glaubt, der mit dem Dolch bewaffnete Mann vollziehe eine Strafe an der Gattin, die er beim Ehebruch in flagranti überrascht hat. In einer Anmerkung aber äußert Toscanne Zweifel an der Richtigkeit der eigenen Ansicht: „Der Codex des Hammurabi sieht für den Ehebruch der Gattin bestimmte Strafen vor: Im Falle flagranten Delikts werden die beiden Schuldigen ins Wasser geworfen, es sei denn, der Ehemann begnadige seine Frau, und der König seinen Untertan... Es ist nicht vorgesehen, daß die Frau mit der Waffe gestraft werden soll, und die Haltung des bewaffneten Mannes wird somit unerklärlich."

Motiv in Dichtung und Sage, pp. 268 und 236): „Wir haben sichere Anhaltspunkte dafür, daß die ursprüngliche Gestaltung des (Oedipus-)Mythus die unverhüllten Inzestträume an Skrupellosigkeit und Rohheit womöglich noch übertraf. Daß sie gewalttätiger in jedem Sinne war, zeigen vereinzelte, uns überkommene Nachrichten. Nach Nikolaos Damaskenos erschlägt nämlich Oedipus den Laïos vor den Augen der Mutter. Daß dieser Umstand dann doch die Heirat nicht hindert, zeigt deutlich, daß beide die Beseitigung des Vaters im Unbewußten wünschten. — Gruppe, im Handbuch der griechischen Mythologie, sagt hierzu: Es ist schwer begreiflich, wie dann später die Mutterehe möglich war. Fast möchte man vermuten, daß Oedipus unmittelbar nach der Tat auch den Inzest verübte." p. 271: „So wissen wir, daß ursprünglich eine Vergewaltigung der beim Vatermord anwesenden Mutter sogleich nach der Tötung stattgefunden hatte, und daß erst in der Oedipodie eine förmliche Ehe (deren inzestuöser Charakter erst später bewußt wird) eingeführt ist." p. 287: „In dem Umstand, daß Kronos den Vater beim Geschlechtsverkehr mit der Mutter überrascht und entmannt, ist die infantile Wurzel des Vaterhasses voll erhalten... Und wenn auch der Mutterinzest des Kronos in Anlehnung an die ägyptische Mythologie zum Schwesterinzest gemildert ist, so erscheint dafür der Mutterinzest noch in der vorigen Generation, wo Uranos sich mit seiner Mutter Gäa vereinigt."

Auch auf die Albanuslegende, die Rank, l.c.p. 358, mitteilt, muß in diesem Zusammenhang hingewiesen werden. Albanus, die Frucht eines Inzests zwischen Vater und Tochter, wird von den Eltern ausgesetzt. Als Jüngling wird er von seinem eignen Vater unwissentlich mit der leiblichen Mutter, die zugleich seine Schwester ist, vermählt. Nach mehrjähriger Ehe erfolgt die Entdeckung der inzestuösen Greuel. Zur Buße begeben sich alle drei abgesondert in die Einöde, kommen aber nach sieben Jahren wieder zusammen. Als sie in einem Wald übernachten müssen, verführt der Teufel den Vater, der neuerdings mit der Tochter verkehrt. Der Sohn sieht es und erschlägt die Eltern mit einem Stabe. Der Sohn tötet also den Vater während des Geschlechtsaktes oder unmittelbar danach. Daß er auch die Mutter tötet, geschieht, um sie wegen ihrer Untreue zu bestrafen.

Die Erinnerung an die Tötung des Urvaters in Gegenwart oder gar unter Beihilfe der Mutter, die in diesen Mythen und Legenden geistert, lebt in einer Institution, die sich bis in die nahe Vergangenheit erhalten hat, in dem „heiligen Königsmord" fort. Dieser unheimliche Brauch ist durchweg für Gebiete belegt, die, wie gewisse Gegenden Indiens und Afrikas, zu der weiteren Einflußsphäre der sumerisch-babylonischen Kultur gerechnet werden müssen. Außer I. G. Frazer (The Golden Bough) hat besonders Leo Frobenius, zahlreiche Reste und Spuren des rituellen Königsmordes fast in allen den Indischen Ozean einsäumenden Küstengebieten aufgefunden, in Ceylon, an der Malabarküste, in Südarabien und an mehreren Stellen Ostafrikas. Die hierüber von Frobenius

auf afrikanischem Boden gemachten Erhebungen, über die er in seinem Buch „Erythräa" (1931) eingehend berichtet, werfen ein bedeutsames Licht auch auf die Rolle, die die Mutter oder die sie ersetzende Frau, häufig eine Schwester des Königs, bei dessen Tötung spielt. Das von Frobenius gesammelte Material läßt sich, soweit es in diesem Zusammenhang interessiert, wie folgt resümieren (p. 118): Die Mutter des Königs trägt den Titel Mazarira. Sie ist die höchstgestellte unter den Frauen des Hofes. Unter diesen ist eine, die die Rolle der „ersten Frau" des Königs innehat und mit dem Titel Wahosi bezeichnet wird. (p. 121): Der König hat zur Lieblingsfrau, Mwuiza genannt, eine seiner Schwestern. Früher war die Mwuiza gleichzeitig auch die „erste Frau" des Königs. Hatte sie einen Sohn, so hatte dieser die erste Anwartschaft auf die Thronfolge, und die Mwuiza wurde nach erfolgtem Königsmord die Mazarira des neuen Königs. (p. 123): Die Mutter des Thronfolgers gilt als die traditionelle Feindin des regierenden Königs.

Das Zeremoniell des Königsmords variiert bei den verschiedenen Stämmen. Die Mitteilungen von Frobenius lassen folgende Typen erkennen:

(p. 134/35): I: Die „erste Frau" tötet den König, indem sie ihn in einer Neumondnacht mit einer Schnur erwürgt. Niemals die Wahosi, möglichst aber die Mwuiza, die Lieblingsschwester, wird nach einem Jahr dem Toten geopfert. Sie wird zuvor in peinigender Weise Stück um Stück aller Kleidung und aller Schmuckgegenstände beraubt, sodaß sie in dem Augenblick, da man sie durch Erwürgen tötet, ganz nackt ist. Ihre Leiche wird nackt zur Begräbnishöhle gebracht, doch später, nachdem auch die Leiche des Königs endgültig bestattet worden ist, wieder bekleidet.

(p. 223/24): II: Die jüngste Frau, genannt Mukaranga, wählt den Thronfolger. (Man sieht hier die Wirkung der Verdrängung: Während es früher zweifellos ihr eigener Sohn war, den sie trachtete, auf den Thron zu bringen, wählt sie jetzt zu diesem Zwecke den Sohn einer anderen Frau, den sie dadurch gleichsam zum eignen Sohn macht.) Zu einer festgesetzten Zeit knebelt die Mukaranga die Tür der königlichen Hütte zu. Im Laufe der Nacht bricht der Thronfolger mit einigen Gehilfen in die Hütte ein, und der König muß sterben. Die einen sagen, er würde erdrosselt; andere behaupten, es würde ihm die Kehle durchgeschnitten. Der Mörder ernennt sich selbst zum König, und alles Volk huldigt ihm. Die Mukaranga, die ihm bei der Tötung des Königs geholfen hat, macht er zu seiner Hauptfrau (Wahosi).

(p. 225/26): III: Die „erste Frau" des Königs scheint bei der Ermordung des Königs beteiligt zu sein. Der Thronerbe wird von der zweiten Frau, der Mukaranga, in ein Heubündel gesteckt und dieses auf den Bodenraum der Hütte gebracht, in der der König schläft. Nachts steigt der Thronfolger vom Zwischenboden herab und erdrosselt seinen Vorgänger. In früherer Zeit sei der „ersten

Frau" die Pflicht zugefallen, den König umzubringen, während die Mukaranga im Tal geopfert wurde.

(p. 227/28): IV: Der König wird getötet. Es ist nicht angegeben, von wem. Seine Schwester, die eine seiner Frauen gewesen war, trocknet die Leiche und wird mit ihr zusammen nach einem Jahr in der königlichen Grabhöhle eingemauert.

Aus den vorliegenden Variationen zum gleichen Thema ist das ursprüngliche Geschehnis unschwer zu rekonstruieren: Die Schwester des Königs, die seine Lieblingsfrau ist, hilft ihrem Sohn bei der Tötung des Vaters. Der Sohn, König geworden, nimmt die Mutter zur Hauptfrau. Wir finden hier die inzestuöse Komplikation der Albanuslegende und die Beihilfe der Mutter wie in der primitiven Osirissage. Diese letztere reduziert G. Róheim in seiner Arbeit „Nach dem Tode des Urvaters" (Imago 1923/1) auf ihren elementaren Inhalt: Horus, der identisch ist mit Set, tötet seinen Vater Osiris unter dem Beistand der Königin Aso. Da deren Figur aber nur eine unter dem Einfluß der Verdrängung entstandene Absplitterung von derjenigen der Isis darstellt, so enthält auch die Osiris-Mythe die Oedipusszene in ihrer archaischsten Form: Der Sohn tötet den Vater in Anwesenheit oder mit Hilfe der Mutter, um selbst die väterliche Gewalt ausüben zu können.[4]

Von den zahlreichen weiteren mythologischen und literarischen Parallelen sei noch die von Herodot (I, 8) erzählte Geschichte des Kandaules erwähnt, der auf Anstiftung und in Gegenwart seiner Frau von seinem Günstling Gyges umgebracht wurde. Gyges, dessen Sohnesrolle unverkennbar ist, „folgte der Frau in das königliche Schlafgemach. Und sie gab ihm einen Dolch und verbarg ihn hinter der Tür, und als Kandaules eingeschlafen war, schlich Gyges hervor, tötete ihn und nahm die Frau mitsamt dem Königreich."[5] Daß die Frau während

4) Auch das Totenbuch enthält einen Hinweis auf eine eheliche Verbindung zwischen Isis und ihrem Sohn Horus. Ein Vers des 112. Kapitels lautet in der von Stucken (Astralmythen, p. 555) gegebenen Übersetzung: „Der Vater von Imsti, Hpy, Dwemwtf und Kbhsnwf ist Horus, und ihre Mutter ist Isis."

5) Den meisten Analogien zur Oedipustat ist der Zug gemeinsam, daß der Besitz der Witwe des erschlagenen Königs auch die Herrschaft über dessen Land sichert. Der aufsässige Sohn Absalom unterstreicht die Übernahme der Regierungsgewalt, indem er auf dem Dach der königlichen Residenz ein Zelt aufschlagen läßt und „hineinging zu den Kebsweibern seines Vaters vor den Augen des ganzen Israel." (2 Sam. 16, 22.) Storfer weist in seiner Studie „Zur Sonderstellung des Vatermords", p. 12, auf Spuren des indoeuropäischen Brauchs hin, daß der erbende Sohn in der Regel auch die Hauptfrau des verstorbenen oder entthronten Vaters übernimmt. Hinweise auf Beischlaf mit den königlichen Frauen als Ausdruck und Zeremonie der Besitzergreifung des Thrones finden sich auch bei Bachofen, Mutterrecht, 2. Aufl., p. 205. An Stelle der Witwe des verstorbenen Königs kann auch eine seiner Töchter die Thronrechte übermitteln. In „The old Latin kingship" schreibt I. G. Frazer („Aftermath", p. 182/3) „the crown seems to have descended to the man who married one of the king's daughters, kingship being traced in the female line."

der Mordtat an der Seite ihres Gatten ruhte, geht aus den Umständen hervor. Sie war darauf bedacht, ihn keinen Verdacht schöpfen zu lassen und muß ihm schon aus diesem Grunde — wenn Herodot diese Einzelheit auch übergeht — auf sein Lager gefolgt sein. Diese Fabel stellt nur insofern eine Abmilderung des ursprünglichen Vorgangs dar, als der Mörder hier nicht mehr der Sohn des Erschlagenen ist, sondern als sein Lanzenträger und Günstling ausgegeben wird.

Eine historische Doublette der mythologischen Tat liefert die Geschichte des Partherkönigs Phraates IV., der von der schönen italischen Sklavin Musa, die ihm von Julius Caesar geschenkt worden war, einen Sohn hatte, den Phraatakes (Phraates V.). Wie im einzelnen bei Flavius Josephus (Altertümer XVIII, 2. 4.) nachzulesen, tötete Phraatakes den Vater mit Hilfe der Mutter. Er scheint sie nach vollbrachter Tat nach dem Vorbild des Satrapen Sisymithres, von dem Curtius (8,2. 19) berichtet, geehelicht zu haben. Feststeht, daß er an ihrer Seite den Thron bestieg, denn es existieren noch eine Anzahl von parthischen Münzen, die auf der einen Seite das Bildnis der Königin Musa, „Thea Musa Urania", auf der anderen das des Phraatakes zeigen, beide angetan mit den Abzeichen der Königswürde. (Siehe Petrowicz, Arsaciden-Münzenkatalog, Wien 1904, pp. 102/103, und Tafel 15.) Wie bei den regiciden Negerstämmen macht auch hier der Sohn die Mutter, die nur eine bevorzugte Konkubine des Vaters gewesen war, zur ersten Frau des Hofes, sei es, um ihr die Mitwirkung an der blutigen Handlung zu lohnen, sei es, um seine infantilen Wunschträume zu verwirklichen.

Sofern man gewissen Nachrichten Glauben schenken kann, findet sich eine Variante unseres Themas auch in der Geschichte der Kleopatra. Die Geliebte Caesars und des Antonius hätte ihren Bruder-Gatten Ptolemaios XV. umbringen lassen und ihren Sohn Caesarion zum Mitregenten erhoben. (Quellenangaben bei André Piganiol, La Conquète Romaine, Paris 1927, pp. 434/435.)

Der „heilige Königsmord", ein Ritual, geboren aus sumerisch-babylonischem Geiste, scheint mit der Mythe von der Höllenfahrt der Ištar in einem nahen Zusammenhang zu stehen. Nach einer Untersuchung von Heinrich Zimmern, auf die auch Frobenius hinweist, gipfelte das babylonische Neujahrsfest in einer eigenartigen Canossasitte, die darin bestand, daß der Hohepriester im Tempel den König seiner Hoheitszeichen beraubte und züchtigte, während draußen auf dem Marktplatz das Volk einen Verbrecher zum Herrscher krönte und dann tötete. Der wirkliche König übernahm daraufhin wieder Amt und Würde. Den Tod, der ihm zugedacht war, mußte ein anderer, der eines Verbrechens wegen sein Leben verwirkt hatte, für ihn sterben. Diese Rollenvertauschung bildet eine Sublimierung, zu der sich die Völker Afrikas, soweit sie sich zu dem Brauch des Königsmords bekannten, noch nach Jahrtausenden

nicht hatten aufschwingen können. Afrika übt noch 1800 Jahre nach Christus die Originalhandlung, für die Babylon ebensoviele Jahre vor Christus schon einen insofern humanen Ersatz gefunden hatte, als nicht mehr ein Unschuldiger getötet wurde.

In der Höllenfahrt der Ištar durchschreitet die Göttin auf der Suche nach Tammus, dem verstorbenen Sohn und Geliebten, die acht Tore der Unterwelt und ist gezwungen, an jeder dieser Leidensstationen ein Kleidungsstück abzugeben, sodaß sie in dem Augenblick, da sie vor dem Gott der Toten erscheint, ganz nackt ist. Als sie mit Tammus wieder zur Oberwelt zurückkehren darf, wird sie wieder mit ihren Kleidern versehen. Dieses selbe Motiv hat sich, wie aus dem oben mitgeteilten Typus I hervorgeht, bis in die nahe Vergangenheit in Afrika erhalten. Abgesehen von zahlreichen anderen Indizien, würde allein das Vorkommen dieses eigentümlichen Zeremoniells einen hinreichenden Beweis bilden für den babylonisch-sumerischen Ursprung des in Afrika geübten Brauchs des „heiligen Königsmordes".

Im Vorwort zu „Madsimu Dsangara", Südafrikanische Felsbilderchronik (Berlin-Zürich, 1931), sagt Frobenius: „Auf afrikanischer Erde leben heute noch älteste Kulturen, solche vom Stile der Steinzeit neben solchen archäologischer oder historischer Zugehörigkeit. Europa bescherte uns die stummen Zeugen uralter Vergangenheit, Afrika vermittelt uns deren Sprache." In seinem Expeditionsbericht „Erythräa" betont Frobenius die Verwandtschaft der süderythräischen Kultur mit der altsumerischen, und als einen Beweis dieser Verwandtschaft stellt er eines der von ihm als „Pietas" bezeichneten Felsbilder dem Abdruck unseres Siegelzylinders gegenüber (Seite 324). Diese Pietas sind ein häufig anzutreffendes Motiv der südafrikanischen Felsbilderkunst, ein Motiv, dem Frobenius nur die allgemeine Bedeutung der Totenklage zumißt, wobei er übersieht, oder nicht erkennt, daß es die Illustrationen sind zu dem von ihm im gleichen Werk so ausführlich behandelten und auf dem gleichen Boden beheimateten rituellen Königsmord. Allerdings räumt Frobenius ein, daß noch „manches Motiv auf Sinn und Variabilität hin untersucht werden müsse".

Die viel verbreitete Ansicht, daß die südafrikanischen Felsbilder durchwegs Produkte einer primitiven Eingeborenenkunst und jungen Datums seien, wird von Frobenius mit Entschiedenheit bekämpft: „Nach allem, was unsere Forschungen ergeben haben, handelt es sich in den südafrikanischen Felsbildern durchaus nicht um Machwerke der Buschmänner. Wenn auch kein Zweifel darüber bestehen kann, daß dieses Volk noch eine epigonenhafte Erbschaft der einst so monumentalen Kunst übernommen und verwaltet hat, so muß ein sehr bedeutender Prozentsatz aus einer sehr weit zurückliegenden Zeit stammen... Wir haben in Afrika eine bis in die älteste Zeit reichende Chronik vor uns. In dieser gilt es nun, lesen zu lernen. Es handelt sich darum, aus ihr den Sinn der

Kulturen zu entziffern, denen sie entstammt. Eine ganz große Aufgabe, zu deren Bewältigung wir selbst wenig mehr als erste Vorbereitung beitragen können." (Vorwort zu Madsimu Dsangara.)

Wie die Umstände der regiciden Handlung variieren, so behandeln auch die zahlreichen südafrikanischen Pietas ihr Sujet in sehr verschiedener Weise. Viele unter ihnen sind ungeordnet und wenig deutlich und, um mit Frobenius zu sprechen, verniggert in Darstellung und Strichführung; einige wenige aber fallen auf durch die Bestimmtheit des Ausdrucks und die geregelte, geradezu klassische Gruppierung der beteiligten Personen. Es ist dies eben die Gruppierung, die auch der sumerische Siegelzylinder aufweist: Auf dem Boden der erschlagene Vater, darüber kauernd die Mutter, zur Seite rechts der Sohn.

Die in dem Tafelwerk „Madsimu Dsangara" wie auch in „Erythräa" abgebildeten und hier unter Nr. 24 und 25 (Abb. 2 und 3) wiedergegebenen Pietas sind besonders schöne Beispiele der klassischen Behandlung des Themas. Abb. 2, ein Fund aus dem Mascheke-Distrikt in Süd-Rhodesien, läßt deutlich erkennen, was der sumerische Gemmenschneider nicht zu zeichnen verstand, nämlich, daß die Frau rittlings auf dem Getöteten sitzt. Wir dürften hier die gleiche Koitusstellung vor uns haben, wie sie schon das interessante Flachrelief von Laussel in der Dordogne (L'Anthropologie, vol. 22, 1911, p. 259, vgl. unsere Abb. 4) wiederzugeben scheint [6], also eine Form des Koitus, die bereits der Mensch des Paläolithikums kannte, und die später sakrale Bedeutung erlangt haben mochte. Isis setzte sich auf die Leiche des Osiris, als sie von ihr schwanger werden wollte. Auch der in der Genesis 1,2 erwähnte „Geist Gottes", mit dem ursprünglich wohl die Muttergöttin der Juden gemeint war (vgl. Ernest Jones, Studie über den Heiligen Geist, Imago 1923/1, p. 60), schwebte nicht etwa, wie die Luthersche Übersetzung sich ausdrückt, sondern nach der ursprünglichen und im Syrischen, wie auch im Arabischen noch erhaltenen Bedeutung des im

6) Dr. G. Lalanne, der diese paläolithische Skulptur im Abri von Laussel im Tal der Beune ausgrub, schreibt über sie a. a. O.: Deux personnages sont représentés couchés sur le dos et dans une positition opposée l'une à l'autre. L'un de ces personnages est une femme, reconnaissable à ses seins pendants et volumineux. Deux longs traits flottants, s'échappant à droite et à gauche de la tête, peuvent représenter la chevelure ou des ornements. Le ventre est représenté par une forte saillie médiane, avec deux saillies latérales un peu moins fortes. Les cuisses sont relevées. Les bras pendent le long du corps et les mains paraissent soutenir les membres inférieurs. Le second personnage qui occupe dans le tableau une place moins importante, est dans une position opposée, mais symmétrique. Seul, le buste est nettement sculpté, le reste du corps disparaissant sous le corps de la femme. Scène de coït ou scène d'enfantement? Les deux interprétations sont plausibles. Je pencherais volontiers pour la première hypothèse. C'est aussi l'opinion de MM. Boule et Cartailhac, qui ont vu le sujet, et cela pour plusieurs raisons, dont la principale est que le second personnage me semble bien développé pour un enfant naissant. D'autre part, les scènes d'accouplement sont représentées avec cette position sur certains vases antiques décorés de sculptures.

hebräischen Text benutzten Verbs מְרַחֶפֶת (Infinitiv רָחַף von רֶחֶם, Mutterschoß) brütete er über dem Wasser. Wie die Etymologie der hebräischen Vokabel zeigt, dachte man sich das Brüten als ein Berühren mit dem Geschlechtsteil. Die Muttergöttin der Juden saß also, wie Isis, auf dem Geschlechtspartner, mit dem sie die Welt zeugte.

Auf Abb. 3 ist der Sohn in zwei Stellungen gezeichnet: rechts als der eifersüchtige Zeuge des elterlichen Sexualaktes, links prosterniert aus Verzweiflung über die begangene Schandtat. — Abb. 2, die aus dem Gutu-Distrikt in Süd-Rhodesien stammt, zeigt die gleiche Szene wie Abb. 3, nur mit der Variante, daß der Kopf des Getöteten neben der Leiche liegt. Der Sohn kniet rechts von der Hauptgruppe; er windet sich in einem Anfall von Reue.

Wenn alle diese Bilder lediglich Totenklagen zum Inhalt hätten, welchen Sinn sollte dann die stereotype Komposition haben: Oberhalb der Leiche eine sitzende oder sich zum Sitzen niederlassende Frau und zur Seite eine kleiner gezeichnete Gestalt, offenbar der Sohn? Warum auch auf Abb. 2 der von der Leiche abgetrennte Kopf? Gewiß mag hier auch Klage zum Ausdruck kommen; aber in dieser Klage stöhnt die Reue über den begangenen Mord.

Wir stoßen in ein Gebiet, wo ein so seltsamer Brauch wie der des rituellen Königsmordes geübt wird, und wo er, wie Frobenius' Schilderung zeigt, tief im Denken des Volkes verankert ist, auf seltsame Darstellungen, die klar verständlich werden, sobald man sie auf jenen Brauch bezieht, sonst aber durchaus rätselhaft bleiben. Diese Bilder schildern ein eindrucksvolles Detail aus dem Brauch des Königsmordes, nämlich die Trauer und die Reue zweier Menschen, die eine unerbittliche Tradition gezwungen hatte, einen Verwandten zu töten.

Die Anordnung der beiden hier wiedergegebenen Pietas ist die gleiche wie die des sumerischen Vorbildes, dessen Konception aber eine zu absichtsvolle ist, als daß es lediglich einem Spiel des Zufalls zugeschrieben werden könnte, wenn man ihr im südlichen Afrika, im Ausstrahlungsgebiete der sumerischen Kultur und gerade auf dem Boden des „heiligen Königsmordes" wieder begegnet. Kann man die südafrikanischen Kopien lesen — und ich vertrete, daß man dies dank den Forschungen von Frobenius vermag —, so berechtigt die hohe Unwahrscheinlichkeit einer zufälligen Übereinstimmung dazu, die erlangte Deutung auf das antike Original auszudehnen. Die Frau des sumerischen Siegelzylinders sitzt, wie Isis, auf dem Körper des erschlagenen Gatten, sei es, daß sie in dem Augenblick, da der eifersüchtige Sohn hinzukommt, im Begriff stand, sich mit dem Gatten zu verbinden, sei es, daß sie diese Verbindung soeben vollzogen hat. Seine Mordtat begangen, nimmt der Sohn sie in Besitz, indem er sie beim Arm faßt und von der Leiche fortreißt.

Südafrika ist nicht die einzige Fundstätte graphischer Reminiszenzen der

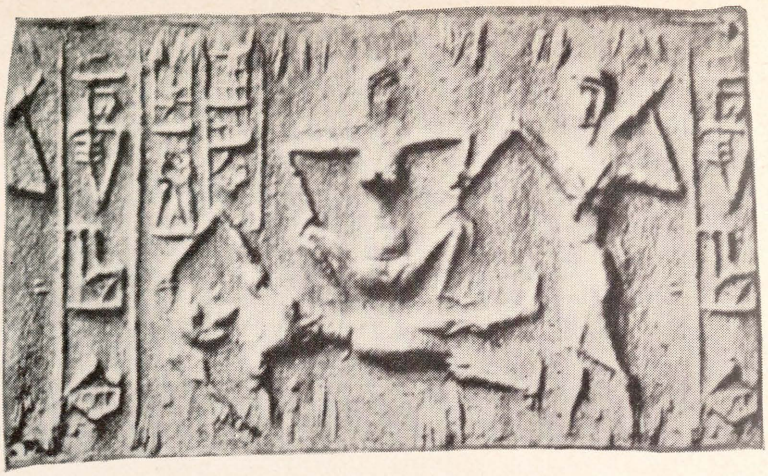


Abb. 1. Siegelzylinder
(Paris, Louvre)

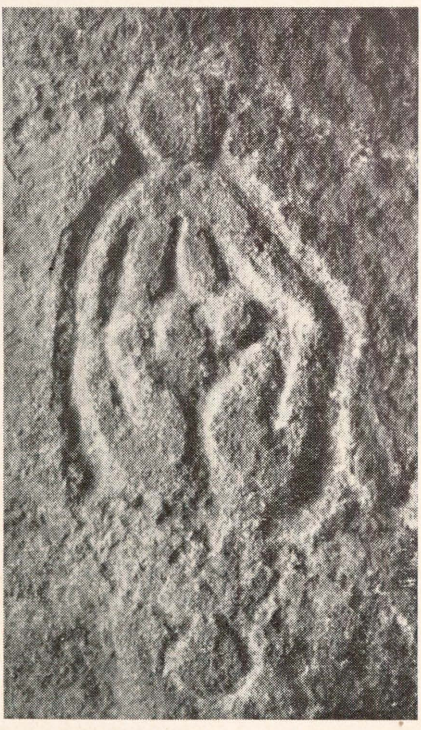


Abb. 4. Flachrelief
(Laussel: Anthropologie, 1911)

Abb. 2. Felsbild Süd-Rhodesien
(nach Frobenius: Erythräa)

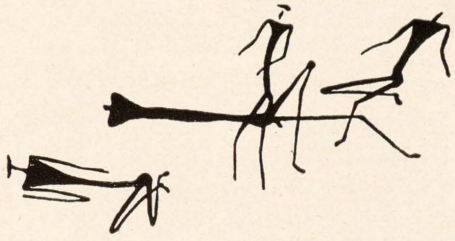


Abb. 3. Felsbild Süd-Rhodesien
(nach Frobenius: Erythräa)

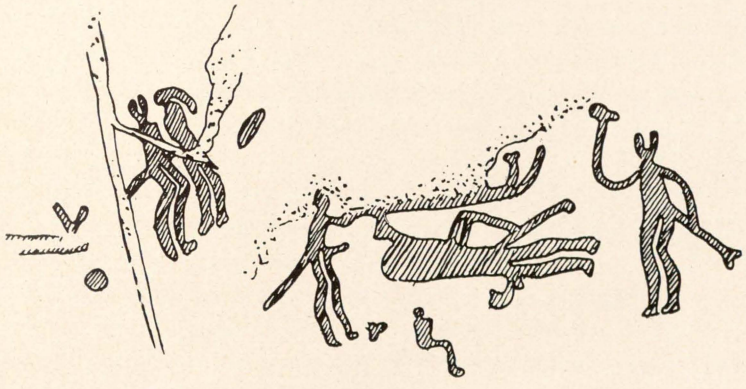


Abb. 5. Nordische Felszeichnung
(nach Almgren)

Oedipus-Tat von ehedem. Anscheinend haben sich — abgesehen von unserem Siegelzylinder — andere als literarische Spuren dieses so stark der Verdrängung ausgesetzten Geschehens nur an den äußersten Grenzen der alten Kulturwelt erhalten können; neben dem fernen Süden ist es der Norden, der derartige Monumente bewahrt hat. Die Kunst der nordeuropäischen Bronzezeit hat uns unter den Felszeichnungen von Tuvene in dem südschwedischen Küstenbezirk von Tanum (Bohuslän) ein Dokument überliefert, das wie eine von ungeübter Hand und aus dem Gedächtnis angefertigte Kopie des Siegelzylinders anmutet. Die Zentralfigur ist enthauptet wie auf dem Felsbild aus dem Gutu-Distrikt; die eine Hand umfaßt noch das nordische Langschwert. Der Künstler wollte offenbar einen Ermordeten darstellen, dessen Leiche mit dem Rücken auf dem Boden liegt und auf die von oben her der Blick des Beschauers fällt. Dies erklärt auch, warum die Frau anscheinend isoliert und freischwebend unter der Zentralfigur sitzt; denn da der Zeichner den technischen Fehler begangen hatte, die Brustseite des Toten auf der Bildebene nach unten zu richten, konnte er die Frau, wenn sie als auf der Brust oder dem Bauch des Erschlagenen sitzend dargestellt sein sollte, nicht anders placieren. Die Art, wie er sich der Konsequenz entzog, die Frau mit dem Kopf nach unten zu zeichnen, erinnert durchaus an die zeichnerischen Leistungen unserer Fünfjährigen. Wie man sich zu diesem graphischen Problem aber auch stellen mag, die sitzende Positur der Frau ist eine nicht zu übersehende, wichtige und beziehungsreiche Tatsache. Andererseits zeugt auch der stark betonte erigierte Penis des Getöteten deutlich genug von soeben ausgeführtem Sexualakt.

Während das Bild des Siegelzylinders von Lagash die drei Phasen der Tat in einer einzigen Bildszene zusammenfaßt, die Felszeichnung aus dem Maschke-Distrikt hingegen schon eine gewisse Gliederung aufweist, indem der Sohn in zwei verschiedenen Gemütszuständen dargestellt ist, sind auf dem nordischen Bild die einzelnen Akte der Handlung getrennt wiedergegeben. Dies ist auch die Ansicht Oscar Almgrens. „Es scheint hier so," sagt er bei der Besprechung des Felsbildes von Tuvene („Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden", Frankfurt a/M 1934, p. 121), „als sei es die Absicht des Künstlers gewesen, den mit einem horngeschmückten Helm versehenen Bräutigam der Hochzeitsszene (oben links) mit dem ebenso ausgerüsteten Mann identisch erscheinen zu lassen, der seine Axt triumphierend über einen gefallenen Feind hält." Wir können hinzufügen, daß wahrscheinlich auch die zu Häupten des Toten mit dem Ruderschiff beschäftigte Figur diesen selben Krieger darstellen soll; der Helmschmuck ist durch die Beschädigung der Steinplatte hier nicht mehr zu sehen.

Almgren faßt die Zeichnung als Wiedergabe einer kultischen oder folkloristischen Scene auf, in der Naturvorgänge allegorisch dargestellt worden wären. Auf der Seite der Naturmythologen hört man Deutungen wie diese: „Der mit

einem Ruderschiff angekommene gehörnte Gewittergott mit dem Blitz (der Streithammer) hat den Riesen Sturm gefällt und nimmt die befreite Jungfrau Erde in Besitz." Bei anderen ist es eine Sonnenjungfrau oder die Erdgöttin, die vom Himmelsgott aus der Gewalt des Winterriesen erlöst wird, worauf der Befreier mit der Befreiten den neuen Frühling zeugt.

Wir haben nach den Analogien von Lagash und Südrhodesien eine andere Deutung im Auge. Ganz wie auf dem sumerischen Siegelzylinder stürmt von rechts der Sohn mit erhobener Waffe herzu. In der Mitte sehen wir die wuchtige Gestalt des gemordeten Vaters. Seine Gattin, die kleine sitzende Figur, befindet sich noch in der Positur des sakralen Koitus. Daß die Frau erheblich kleiner gezeichnet ist als der Mann, ist vielleicht eine ferne Auswirkung ägyptischen Geistes, den Almgren auch sonst in der Ideenwelt der Felsbilder von Bohuslän vielfach nachweist. Die Frau ist, wo sie in Vereinigung mit dem Gatten dargestellt wird, der schwächere und bescheidenere Teil, eine Rolle, der — ähnlich wie in der ägyptischen Plastik — durch starken Größenunterschied Ausdruck gegeben ist. Dem würde auch ganz entsprechen, daß dieselbe Frau in der Begattungsszene links oben von gleicher Größe ist wie ihr neuer Partner; denn hier ist sie keine Untergeordnete mehr, ihr Sohn hat sie zum Rang der „ersten Frau" erhoben. Auch die profane Koitusstellung im Gegensatz zu der sakralen der Mittelszene könnte in einem Zusammenhang stehen mit diesem Rollenwechsel der Frau.

L. Heuzey, der wissenschaftliche Bearbeiter der Funde von Tello, erkennt in der Inschrift unseres Siegelzylinders die Worte „König von Ghisgalla" und vermutet unter dieser Bezeichnung den Gottkönig dieser Lokalität, der, wie aus einer Inschrift der bekannten, im Louvre befindlichen Statue des Ur-Bau hervorgeht, kein anderer war als Tammus, der Sohn und Geliebte der Ištar (Découvertes vol. 1, p. 320). Nach dem gleichen Text hatte auch Ištar selbst einen Tempel in Ghisgalla, wo ihr Kult gemeinsam mit dem des Tammus gepflegt wurde. Es scheint somit ein Zusammenhang zu bestehen zwischen dem Bild des Siegelzylinders und der Tammusmythe. Für unsere Untersuchung ist von hoher Bedeutung, daß auch das Zeremoniell des oben mitgeteilten Typus I eine enge Beziehung des „heiligen Königsmordes", das heißt der zum Ritus erhobenen Oedipusszene, zu einem wichtigen Detail der Tammusmythe enthüllt, nämlich zur peinvollen Entkleidung der Ištar, die ihren Sohn aus der Welt der Schatten zurückholt. Auch die babylonische Neujahrszeremonie, die ein Verdrängungsstadium der Sitte des Königsmordes darstellt, enthält dieses selbe Motiv.

Die Keilschrifttexte, die von der Ištar-Tammuslegende handeln, waren für Zeitgenossen und Wissende geschrieben. Uns scheint ihr Inhalt unklar und lückenhaft; er meldet wenig oder nichts von den eigenen Taten des Helden der Mythe. Aber das Dunkel, das die Gestalt des Tammus umgibt, wird lichter unter der Erkenntnis, die das Ergebnis unserer sumerisch-erythräischen Gegen-

überstellung ist. Dies Ergebnis deutet auf eine Schicksalsidentität hin, die den mesopotamischen Tammus dem griechischen Oedipus vergleichbar macht. Wie dieser war auch jener ursprünglich ein phallischer Gott, der immer wieder auferstand, um der Sünde zu verfallen, und der immer wieder sterben mußte, um die begangene Sünde zu büßen. Oedipus, den auch die rein mythologische Forschung als phallischen Dämon erkennt, (Rank, Inzestmotiv, p. 270), ist eine Parallelfigur zu der des Adonis, dessen phallische Natur evident ist. Da aber andererseits die Adonismythe nur eine spätere Ausgestaltung der alten Tammuslegende bildet, so ergibt sich auch hier die Wesensähnlichkeit von Tammus und Oedipus.

Der Teil der Tammuslegende, der der Mythe des Adonis entspricht, ist aus den babylonischen Texten bekannt; daß auch ein anderer Teil, der mit dem Inhalt der Oedipussage übereinstimmt, bestanden hat, wird durch den gedeuteten Siegelzylinder wahrscheinlich gemacht.

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

Die Ausdrucksbewegungen der Bejahung und der Verneinung

Von

Yrjö Kulovesi

Tampere

Die Bewegungen, mit denen Bejahung und Verneinung zum Ausdruck gebracht werden, die erstere mit vertikaler, die letztere mit horizontaler Bewegung des Kopfes, werden durch lange historische Zeiträume und über weite Strecken des Erdballs hin in gleichem Sinn verstanden und gebraucht. Diese Tatsache muß ihren Grund in tief wurzelnden Mechanismen haben. Es ist mir nicht bekannt, ob man sich schon früher mit dieser Frage beschäftigt hat. Dem Psychoanalytiker bietet sich eine Antwort auf diese Frage, die so überzeugend zu sein scheint, daß ich sie hier mitteilen möchte.

Ein Mann hatte beinahe den Zwang, in der Nähe eines ihm sympathischen Menschen entweder zu schlucken oder tief einzuatmen, und in der Nähe eines für ihn unsympathischen, krankhaften oder wertlosen Menschen tief auszuatmen. Er war sich selbst über die Bedeutung des Zwanges im klaren: im ersteren Falle nimmt er etwas von dem andern in sich auf und in dem entgegengesetzten Falle schützt er sich vor den Eigenschaften des andern.

Die Ausdrucksbewegungen der Bejahung und Verneinung scheinen auf oraler Basis zu ruhen. Die bejahende Kopfbewegung geht so vor sich, daß sich zuerst der Kopf etwas nach hinten bewegt und dann erst die vertikale Vorwärtsbewegung stattfindet. Es ist dieselbe Bewegung wie beim Trinken. Die verneinende Bewegung ist die gleiche wie die des Kindes, das sich weigert, die ihm dargereichte Nahrung in den Mund zu nehmen. Das verneinende Schütteln des Kopfes ist meist mit dem Zusammenpressen des Mundes verbunden. Der Ausdruck der Bejahung bedeutet also ursprünglich eine orale Introjektion und der Ausdruck der Verneinung eine orale Abwehr.

Zur Weiterführung noch einige allgemeine Erwägungen. Schon die einzellige Amöbe wählt ihre Nahrung: was sie aus der Umgebung als genießbar in sich aufnimmt, ist für sie Objekt der Bejahung, was sie als ungenießbar ausstößt, ist Objekt der Verneinung. Die Psychoanalyse hat die unbewußten oralen Mecha-

nismen der Identifizierung nachgewiesen. Diese orale Identifizierung bestimmt als unbewußter Grund unser Verhältnis zur Umwelt, die wir durch unsere Sinne wahrnehmen. Die Sprache trifft oft den unbewußten Grund unserer Wahrnehmungen. Als Beispiel sei das Wort genießen gewählt. Ursprünglich hat das Wort eine orale Bedeutung und bezieht sich auf Essen und Trinken; allmählich verbreitert sich die Bedeutung in dem Sinne der Aufnahme alles mit Genugtuung Wahrgenommenen. Wir genießen eine Landschaft, ein Gemälde, Musik, ein Buch.

Einige fötale und frühstkindliche Verhaltensweisen

Von

Hans Christoffel

Basel

Einer derjenigen Punkte, wo die Psychoanalyse auf ihr „organisches Fundament" (S. Freud) aufgesetzt werden soll, biologische Fundamentalstelle jeder Entwicklungspsychologie, ist der Beginn individuellen Lebens in und außerhalb des Mutterleibes.

Es soll im Folgenden versucht werden, einiges von dem Wenigen unseres Wissens um diese Frühstzeit zusammenzustellen und zu beleuchten. Fötale Verhaltensweisen sind deshalb bedeutungsvoll, weil wir im Laufe seelischer Entwicklung, insbesondere einer Analyse, mit ihrer Reaktivierung zu rechnen haben, mit einer Regression vielleicht eher agierender als phantasierender Art. Mit anderen Worten: die Regression auf echte Mutterleibserlebnisse dürfte deren, wie anzunehmen ist, unbewußten Charakters wegen, weniger als „Urphantasie", „Mutterleibsphantasie" zu Tage kommen als in annähernder, vielleicht nur sehr vager, Repetition prähistorischer Aktionen oder „Empfindungen". Die Freudsche Formulierung: Regression kein „rein psychischer Vorgang" und „der organische Faktor an ihr der hervorragendste" darf vielleicht auch im eben ausgesprochenen Sinne des leibhaften Wiedererlebens verstanden werden. O. Isakower hat in seinem „Beitrag zur Psychopathologie der Einschlafphänomene" die regressive Wiederbelebung ontogenetisch primitiver Ichhaltungen an Hand interessanten Materials plausibel gemacht. Er vermutet, daß das Körper-

Ich bei gewissen Ichveränderungen während des Einschlafens oder vor dem Erwachen „dem Modell der allerersten postnatalen Ichstruktur gleicht", während „andere Schilderungen Züge aufweisen, die an den Geburtsvorgang oder an die intrauterine Situation gemahnen". Der Autor zieht bei Erörterung seiner Beobachtungen die Möglichkeit in Betracht, „daß historisch spätere Phantasien über die Situation im Mutterleib, bei der Geburt, an der Mutterbrust bei diesem Regressionszug mitgenommen und in der Form der geschilderten Sensationen mitbelebt werden". Das beweist nur die grundsätzliche Schwierigkeit, Rückphantasiertes von Wiederbelebtem zu trennen, ändert aber nichts an der Aufgabe. M. E. ist es Isakower gelungen, die direkte Wiederbelebung primärer Haltungen des Organismus zu beweisen.

Die rekonstruierende Forschungsrichtung wird mit ergänzt durch die direkte Beobachtung des Säuglings, bezw. des Fötus im Mutterleib, worüber ich hier hauptsächlich berichten möchte.

1. Ahlfeld hat (ich zitiere nach Ehrhardt) vor 50 Jahren die Auffassung vertreten, daß jede Bewegung, die die Frucht unmittelbar nach ihrem Austritt aus dem Mutterleib ausführt, schon im Uterus geübt sein muß. Wenn nun I. Hermann in den letzten Jahren das Klammern des Säuglings einem analytischen Studium unterzogen hat, so interessiert es, bei M. Minkowski zu ersehen, daß bereits der $2^1/_2$ monatige menschliche Fötus einen „Greifreflex" aufweist. Bei vielen Säuglingen beobachtet man dann Folgendes: „Wenn man ihnen den Zeigefinger des Erwachsenen in die Hohlhand legt, so umklammern die Hände des Säuglings den Finger des Erwachsenen derart fest, daß man das Kind daran hochheben und in der Schwebe halten kann, ohne befürchten zu müssen, daß es losläßt und fällt" (Birk). „Affenreflex" hat man früher dieses instinktive Klammern geheißen.

Klammern mittels der Beine ist mir nur aus eigener wiederholter Beobachtung in der Weise bekannt, daß in der üblichen Art aufgenommene Säuglinge ihre Beine derart zusammengepreßt halten, daß ein zufällig dazwischen geratenes Tüchlein in die Luft mitgenommen wird, ohne fallen gelassen zu werden.

Haben wir es in diesen Verhaltensweisen mit direkten Fortsetzungen intrauterin vorgebildeter Reflexe zu tun, so bei erwachsenen Hirngeschädigten, vor allem senil Dementen („zweite Kindheit") mit regressiven Wiederbelebungen. Was aber bei einer Senilität durch den „Abbau des Nervensystems" (J. H. Jackson) zum Vorschein kommt, muß latenter, bezw. unbewußter Weise während des ganzen Lebens vorhanden gewesen sein.

Zum Problem des Geburtstraumas und dessen regressiver Wiederbelebung (bei einem infolge Meningitis an Hirndruck leidenden Zehnjährigen) habe ich vor einigen Jahren einen Beitrag zu leisten versucht. Ich stelle hier nur S. Bernfelds Äußerung in seiner „Psychologie des Säuglings" (S. 187)

mit einer aus dem Meningitisdelir des seinerzeit schwer aus Schädellage geborenen Jungen zusammen.

Bernfeld: „Verläuft die Geburt unter psychischen Prozessen, die unserem Bewußtsein ähnlich sind, oder könnte man sich an sie wie an ein anderes frühes Erlebnis erinnern, so würde sie gewiß beschrieben werden als Sturz in die Tiefe, Druck und Pressung am Kopf und ganzen Körper beim Passieren eines engen Kanals... schwerer Angstzustand."

Kranker: „Auf einmal war bloß eine einzige Röhre, aber eine große da; durch diese mußte man verkehrt durchsausen, ganz senkrecht, von oben nach unten, mit dem Kopf voraus. Und die Medikamente, welche ich bekam, meinte ich dazu zu erhalten, damit das gut ablaufe." (Abschluß des Delirs.)

2. Wir pflegen die Ausdrücke „begreifen" und „verstehen" im ungefähr gleichen Sinne zu gebrauchen. Der anschauliche Wortsinn des ersten, die Hand betreffenden Ausdrucks geht uns leichter ein als derjenige des zweiten. Vielleicht bringt uns eine neuliche Beobachtung F. Stirnimanns dem „Verständnis" etwas näher. St. untersuchte 100 Säuglinge in den ersten 24 Lebensstunden mit lokalen Wärme- und Kältereizen, fand eine Reaktion schon 10 Minuten nach der Geburt, vorwiegend zuwendend bei Wärme, fast ausnahmslos abwendend bei Kälte. Die Reaktion war gering an den Händchen, stark an den Wangen und am stärksten an den Fußsohlen. Verdeutlichend, wenn auch nicht ganz exakt, darf man vielleicht sagen: das Neugeborene scheint einem „Verständnis" thermischer Reize näher als einem „Begreifen" derselben.

Vor allem möchte ich aber die Arbeit der Hebamme, Kinderpflegerin und Mutterschulleiterin Dorothy Garley deshalb in Erinnerung rufen, weil sie trotz zweifellos einseitiger Darstellung und vor allem einseitigen Schlußfolgerungen einige bemerkenswerte Beobachtungen enthält und Publikationen dieser Art außerordentlich spärlich zu sein scheinen. Der Pädiater Stirnimann meint übrigens (in Ergänzung seiner lokalen thermischen Prüfungen) von diffusen Kältereizen Folgendes:

„Daß die Abkühlung eine der ersten Empfindungen des Ebengeborenen auslöst, ist klar; man sieht auch aus der Art der Reaktion auf diese Empfindungen, daß sie mit Unlustgefühlen verbunden sind. Sicher sind diese Gefühle eine Komponente der „Geburtsangst" der Psychoanalytiker. Die motorische Reaktion, die sie auslösen, ist ein grobschlägiges Zittern der Extremitäten nach der Geburt. Häufig zeigt sich auch ein Schlottern des Unterkiefers, das sich noch manche Tage später beim Auswickeln wiederholen kann."

Ein als regressives Agieren des Geburtsschauders zu deutendes Schlottern habe ich nie gesehen, wohl aber ein in dieser Richtung zu verstehendes, besonders im Winter mit keiner Erwärmung zu behebendes Frösteln bei 2 weiblichen und 2 männlichen Analysanden mittleren Alters. Eine der Analysandinnen bekam bei

sommerlicher Hitze in der Analyse, zusammen mit dem trostlosen Gefühl des Mutterseelenalleinseins, einen Frostanfall und suchte am kalten Heizkörper sich zu bergen. Je eine und einer dieser Frierer — übrigens körperlich durchaus gesunde Menschen — pflegten stunden- bis wochenweise an „nervösem" Schnupfen zu leiden. Sämtliche waren stark mutterfixiert auf Grund eines immer ungenügend befriedigten Bedürfnisses nach Geliebt- und Verstandenwerden. Zusammenhänge von Frieren, Abkühlung bei Geburt und Wärmebedürfnis, bezw. Mutterleibssehnsucht sind bei Garley zu ersehen.

3. Bekanntlich sind wir bloß etwa zu zwei Dritteln eigentlich extrauterin beheimatet und sehen uns nachtnächtlich zu einer annähernden Wiederherstellung der Mutterleibssituation genötigt (S. Freud). Zeichen der Unlust am wachen Dasein ist u. a. das Gähnen, die Kombination einer Einatmung- und Schluckbewegung. Es gibt oft auch dem Hunger Ausdruck (abgesehen davon, daß krampfhaftes Gähnen besonders bei Tumoren und Abszessen des Kleinhirns zu beobachten ist). Eine Agoraphobe meiner gegenwärtigen Beobachtung, ehemalige Preisschwimmerin, wird angstfrei, wenn sie im Zimmer ist; zugleich überfällt sie hier und in anderen geborgenen Situationen (geschlossene Räume) bleierne Müdigkeit und unwiderstehliches Gähnen, das ebenso unmittelbar verschwinden kann wie es gekommen ist. Eine der Komponenten dieser Gähnkrämpfe scheint mit einer Mutterleibssituation im Zusammenhang: K. Ehrhardt hat uns neulich belehrt, daß der Fötus in utero sowohl sein Fruchtwasser trinkt wie auch in die Lunge zieht, „einatmet". Ist das Gähnen „eine tiefe Inspiration bei weit offener Stimmritze und in der Regel offenem Mund" (Tigerstedt), so die fötale Aktion ein ausgiebiges Fruchtwassertrinken und weniger regelmäßig Inhalieren. Die Verschiedenheit, aber auch Verwandtschaft des intra- und extrauterinen Vorgangs sind klar. M. Minkowski (S. 536) „hat im Laufe seiner Untersuchungen an extrahierten überlebenden Föten... wiederholt Atembewegungen, und zwar von einem Alter von zirka vier Monaten an... beobachtet; ...sie bestanden in tiefen, manchmal krampfhaften Inspirationsbewegungen des Thorax, bei denen zugleich der Mund geöffnet, manchmal auch der Kopf nach hinten gezogen oder die Arme gehoben wurden..." Der Vergleich mit dem Gähnen der Erwachsenen mag wegen der Ähnlichkeit im Motorischen erlaubt sein. Es empfiehlt sich wohl auch darauf zu achten, ob die bei „Hysterischen" immer wieder berichtete, kaum aber beobachtete und mehr aus Luftaufstoßen (Ructus) erschlossene Aerophagie einem Luftschlucken mit dem Gähnakte und dessen ausgedehnter Wiederholung in Form sogenannter Gähnkrämpfe teilweise entsprechen könnte. Anders ist es zwar gerade beim Neugeborenen: es schluckt normalerweise bei der Mahlzeit nicht bloß Nahrung, sondern auch Luft und stößt diese nach vollendeter Fütterung, namentlich in aufrechter Haltung, wieder aus.

Auf Grund von Untersuchungen an Schwangern wurde die Existenz von fötalen Atembewegungen schon vor 50 Jahren durch Ahlfeld behauptet, aber von den Ärzten nicht geglaubt. „Die Frequenz dieser Bewegungen (zirka 60 in der Minute) kommt derjenigen der Atmung des Neugeborenen sehr nahe." (M. Minkowski, S. 536.) Was das Trinken von Fruchtwasser anbetrifft, so wurde es seit langem daraus erschlossen, daß im fötalen Darm Epidermiszellen und andere Hautbestandteile wie Talgbröckel (Vernix caseosa) und Haare sich zu finden pflegen; deutliche spontane Peristaltik ließ sich bereits beim 11 wöchigen Fötus nachweisen, während sie beim 6 wöchigen noch fehlte. (M. Minkowski, S. 518.) — Ehrhardt hat das Schlucken des Fötus und das Atmen des Kindes im Mutterleib röntgenologisch untersucht. Bei einer 21 jährigen angeboren Schwachsinnigen soll eine Schwangerschaft im 6. Monat unterbrochen und eine Sterilisierung vorgenommen werden. 15 Stunden vor der Operation nahm „ich vom Abdomen aus die Punktion des Amnionsackes vor und aspirierte dabei 8 ccm. Fruchtwasser. Anschließend injizierte ich durch die liegengebliebene Kanüle 8 ccm. kolloidales Thorium" als röntgenologische Kontrastflüssigkeit. 15 Stunden darnach Eröffnung der Gebärmutter und Entnahme der Frucht in intaktem Eisack. „Der Fötus lebte, seine Bewegungen konnten etwa 5 Minuten lang durch die durchsichtigen Eihüllen beobachtet werden. Es wurden nun 3 Röntgenaufnahmen angefertigt: *a*) Eine Aufnahme vom geschlossenen Eihautsack (Amnionsack mit Fötus, Fruchtwasser, Plazenta). *b*) Eine Aufnahme vom Fötus nach Eröffnung des Fruchtsackes. *c*) Eine Aufnahme vom fötalen Darm. Ergebnis: Die Aufnahmen ließen einwandfrei erkennen, daß sich fast die gesamte Thoriummenge im Magen-Darmkanal des Fötus fand. Wie kam dieser eigenartige Befund zustande? Zweifellos dadurch, daß der Fötus in der Zeit zwischen Injektion und Operation große Mengen von Fruchtwasser getrunken hatte. Die einzelnen Fruchtwasserportionen kamen zur Resorption, während das im Fruchtwasser enthaltene kolloidale Thorium als unresorbierbarer Stoff im Magen-Darmkanal zurückblieb. Indem sich dieser Vorgang mehrfach wiederholte, nahm der fötale Organismus fortlaufend eine Entmischung zwischen Fruchtwasser und Thorotrast vor, so daß das Kontrastmittel in zunehmender Konzentration im Magen-Darmkanal gestapelt wurde." Wohin gerät nun das getrunkene Fruchtwasser? E. schließt sich der Ansicht an, daß der Fötus teilweise sein eigenes Wasserbedürfnis deckt, und meint weiter: „Die Frage der fötalen Nierensekretion, besonders die Frage der Abgabe von Urin ins Fruchtwasser, die heute noch umstritten ist, kann vermutlich mit meiner Methode weiter geklärt werden." Ich füge aus dem Bonnet-Peterschen „Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte" zu diesem Punkte bei: „Die Gestalt der Harnblase ist schon bei jungen Embryonen verschieden, je nach den Füllungszuständen. Leer ist sie, von der Seite gesehen, birn- bis spindelförmig. Bei der Füllung wird sie oval bis rund." Das Trinken des Fötus scheint

aber noch einen anderen Zweck zu haben: Regulation der Fruchtwassermenge in der Weise, daß das aufgesogene Wasser durch die Nabelschnur der Mutter zugeführt wird. Den ersten experimentellen Beleg erbrachte De Snoo. Er injizierte Saccharin-Lösung und Methylenblau in das Fruchtwasser und konnte den Süßstoff bezw. Farbstoff im Urin der Mutter nachweisen.

Bei seinen röntgenologischen Studien über die intrauterine Trinkfunktion des Fötus beobachtete Ehrhardt „häufig — allerdings nicht regelmäßig — eine ausgesprochene Thorotrastverschattung der fötalen Lungen." Diese Anreicherung des Thoriums in den Lungen setzt mehr als gelegentliches Fruchtwasserinhalieren voraus; beispielsweise ergeben 6 tiefe und 4 oberflächliche Atemzüge einer fünfmonatlichen Frucht noch keine Thorotrastverschattung. Ehrhardt nahm deshalb an, daß eine Verschattung nur dann zustandekommen kann, wenn thoriumhaltiges Fruchtwasser fortlaufend und längere Zeit hindurch aspiriert wird und die fötalen Lungenalveolen umspült. Diese Annahme vermochte die weitere Beobachtung zu erklären, daß wohl Darmschatten, aber keine Lungenschatten feststellbar waren, wenn die Zeitspanne zwischen der Thorotrastinjektion und der nachfolgenden Röntgenaufnahme um vieles kürzer war, etwa nur 6—10 statt 24—48—72 Stunden betrug. Auch die Lungenaufsaugung von Fruchtwasser scheint dessen Regulation zu dienen. Im Hinblick auf diese letzte Vermutung weist Ehrhardt auf einen von Bücheler beschriebenen Fall hin, „bei dem eine große angeborene Struma zur Abknickung und zum völligen Verschluß der Trachea geführt hatte. Dabei fand sich... ein Hydramnion mit einer Gesamtfruchtwassermenge von 9 Liter. Es käme also dieser Beobachtung eine ähnliche Bedeutung zu wie den in dem Schrifttum beschriebenen Hydramnionfällen, die mit mangelhafter Schluckresorption bei gewissen fötalen Mißbildungen (Atresia duodeni, Aplasia duodeni, hochsitzender Darmverschluß) in Zusammenhang gebracht werden... Reifferscheid und Schmiemann heben... die Tatsache hervor, daß sie die Lungenverschattungen bereits beim intrauterin liegenden Fötus erkannt haben, und erblicken darin den Beweis, daß die Fruchtwasseraspiration nicht etwa durch die mit der Sectio caesarea verbundenen unphysiologischen Reize ausgelöst sein kann." Interessant ist nach den amerikanischen Autoren Snyder und Rosenfeld, daß bei infiziertem Fruchtwasser dessen Aspiration zu einer Lungenentzündung des Fötus und dessen Tod führen kann.

4. Bernfeld hat in seiner „Psychologie des Säuglings" seinerzeit von R-Trieben gesprochen und mit diesem R „sowohl den Ruhezustand, die Reizlosigkeit, die Ruhelust als auch die Regression" bezeichnen wollen. Die R-Triebe „streben den narzißtischen Ruhezustand an, suchen ihn wieder herzustellen, wenn er gestört wurde. Sie entsprechen den Freudschen Ichtrieben und teilweise auch den Todestrieben". Eine ähnliche Auffassung hat Graber vertreten. Halten wir uns an die Freudsche Triebtheorie, so ist zu sagen: Erstaunlich

ist, daß zu Lebensanfang, wo wir ein Maximum von Vitalität anzunehmen geneigt sind, die Todestriebe so eng den Lebenstrieben verschwistert scheinen. Während Greise und überhaupt Erwachsene oft „schwer sterben", sich in hartnäckigem Todeskampf gegen das Hinscheiden sträuben, nimmt das Kind den Tod erfahrungsgemäß natürlicher, sanftmütiger oder, richtiger, passiver hin. „Am leichtesten gehen die Kinder hinüber" teilt eine Krankenschwester aus ihrer mehr als tausendfältigen Erfahrung über den „letzten Augenblick" mit. (Schweizerspiegel, Zürich, 1930, Nr. 12.) Vielleicht nur, weil das Kind die Gefahr nicht begreift, vielleicht weil für sein relativ starkes Unbewußtes die Todesgefahr in einem gewissen Sinn nicht existiert. Oder mag es erlaubt sein, von einer stärkeren Todesgeneigtheit des Säuglings oder Kleinkindes zu sprechen?

Eine „angeborene Lebensschwäche", eine „vita minima" behaupten kompetenteste Pädiater etwa bei ausgetragenen, aber unreifen Neugeborenen zu beobachten, Kindern kranker oder sonst geschädigter, „neuropathischer" Mütter (Pfaundler). „Ohne selbst erkennbar krank zu sein," sind diese Säuglinge doch „nach jeder Richtung abnorm widerstandslos und minder leistungsfähig." Bei solchem Vitalitätsmangel gibt es nun nach Pfaundler und Glanzmann sogenannte Sterbeanfälle, etwa derart, daß die Neugeborenen „immer wieder wie desinteressiert ihre Atmung einstellen, bis in einem unbewachten Augenblick der Tod doch eintritt". Friedjung meint, fast scheine es, man müsse „das Lustvolle des regelmäßigen tiefen Atmens erst erlebt haben, um sich gegen den Sauerstoffmangel als peinliches Erlebnis zu wehren." Glanzmann, der diese Schilderung gegeben, erwähnt aber teilweise Lungenbefunde bei diesen Kindern, welche nunmehr, nach Kenntnis der Ehrhardtschen Arbeit vermuten lassen, daß die Atmung schon intrauterin nicht recht in Gang gekommen oder behindert worden ist (Lungenatelektasen, pneumonische Infiltrationen). Hier mögen Störungen im Reflexapparat wirksam sein. Rein psychogen ist aber der folgende Sachverhalt.

Alice und Michael Bálint haben mit andern ungarischen Analytikern die passiven Objektbeziehungen, wie sie besonders zu Lebensanfang bestehen, herauszuarbeiten begonnen, ein Problem, das andererseits, wie Gertrud Schwing in einem demnächst erscheinenden Buche zeigen wird, auch für die psychoanalytische Schizophreniebetreuung von höchster Wichtigkeit ist.

Mir selber war es vor drei Jahren überraschend, daß auf eine, wie mir schien, Naturgegebenheit besonders hingewiesen wurde. „Wenn Bálint schreibt, der Säugling wünsche geliebt zu werden, so halte ich das noch für zu schwach ausgedrückt; er muß nämlich geliebt werden, wenn er gedeihen soll... Beweis für dieses Muß ist der sogenannte Liebesmangel- oder Liebesentzug-Tod im Hospitalismus, bezw. das Aufblühen so geschädigter Kinder, wenn das Manko noch rechtzeitig ersetzt wird. Die Jonessche Aphanisis zeigt sich in

solchem Zusammenhange als libidinöses Phänomen. Wie das Neugeborene mit mütterlichen Sexualhormonen überschwemmt ist, Frühgeburten künstlicher Zufuhr solcher Hormone bedürfen, so ist das Kleinkind auch unbedingt angewiesen auf Liebe im weitesten Sinne."

Bei der Diskussion der frühstkindlichen passiven Objektbeziehungen scheint mir die Pfaundlersche Darstellung einer Urdepression mit gelegentlich tötlichem Ausgang höchst aktuell geworden. Man könnte seiner Hospitalismusschilderung die Worte P. Schilders als Motto geben: „Man hat bisher bei der Behandlung der Erkrankungen viel zu wenig den psychischen Faktor beachtet. Er erschien allenfalls als ein das Krankheitsbild verfälschender Zusatz. Er wurde mit dem Ausdruck Hysterie getadelt. Das vorliegende Tatsachenmaterial verweist aber dringend darauf, daß die gestaltende Kraft der Seele als Naturfaktor wirksam ist, der an der Schaffung der organischen Form ebenso Anteil hat, wie an den organischen Abläufen. Er kann diese zur Krankheit hin abändern, aber er kann auch den abgeänderten Ablauf zum zweckmässigen Gang zurückführen." — Es dürfte sich auch empfehlen, bei der nicht so seltenen psychogenen Magersucht pubertierender Mädchen — Meng hat mit Grothe solche Fälle beschrieben — einer extremen Form von Anorexie, die zu fast unglaublicher Untergewichtigkeit und zu Periodenausfall führen kann und fälschlich etwa als Simmondsche Kachexie gedeutet wird, retrospektiv dem Säuglingsverhalten besondere Beachtung zu schenken. Deshalb sei zum Schluß die, wie ich annehme, in analytischen Kreisen wenig bekannte — Bernfelds sonst so reichhaltige „Psychologie des Säuglings" erwähnt sie nicht — Pfaundlersche Originalschilderung des Hospitalismus von 1915 ausführlich wiedergegeben:

„Nach der Chronika Salin Benes (Parma 1857) hat sich der Hohenstaufen-Kaiser Friedrich II. die Frage vorgelegt, in welcher Sprache Kinder sich auszudrücken beginnen würden, die niemals vorher irgend ein Wort sprechen gehört haben. Würde das etwa die lateinische oder die griechische oder die älteste Sprache, die hebräische, oder die Muttersprache sein? Sein lebhaftes Interesse veranlaßte ihn zu einem seltsamen Experimente: Er übergab Wärterinnen und Ammen eine Anzahl verwaister Neugeborener zur Aufzucht mit dem Auftrag, ihnen die Brust zu reichen, sie zu reinigen, zu baden etc., aber mit dem strengsten Verbote, sie jemals zu liebkosen oder mit ihnen ein Wort zu sprechen. Es geschah nach des Kaisers Willen; aber dessen brennende Neugierde fand keine Befriedigung; denn alle die Kinder starben im frühesten Alter! Und der Chronist ist darüber durchaus nicht überrascht: „Sie konnten ja nicht leben ohne den Beifall, die Gebärden, die freundlichen Mienen und Liebkosungen ihrer Wärterinnen und Ammen; deshalb nennt man Ammenzauber die Lieder, die das Weib hersagt beim Schaukeln der Wiege." Mag der Bericht des dem unkirchlichen Monarchen übelwollenden Mönches stimmen oder nicht, seine Be-

gründung ist höchst bemerkenswert und enthält ein großes Goldkorn Wahrheit."

„Um dieselbe Zeit ungefähr soll einer der größten Säuglingskliniker aller Zeiten, Parrot (1839—83), das eigentümliche Siechtum von Säuglingen in Anstalten darauf zurückgeführt haben, daß sie zu wenig Teilnahme, zu wenig Ablenkung und gütigen Zuspruch bei etwaigen Unlustgefühlen, zu wenig psychische Anregung finden. Außer Kenntnis von solcher berühmter Vorgängerschaft gab dann Verf. (1899) einer ähnlichen Überzeugung Ausdruck. Ohne Zweifel besteht vielfach der Unterschied zwischen der Säuglingspflege in der Familie und jener in der Anstalt nicht so sehr in Qualität und Quantität der Nahrung, als vielmehr in anderen Momenten, die schwer präzis zu fassen, vorzuschreiben und gar nicht ziffernmässig auszudrücken sind, von denen man daher als den „Imponderabilien der Säuglingspflege" spricht."

„Kinder, die zu Hause von sorgsamen verständigen Angehörigen gepflegt werden, erlangen eine körperliche und geistige Überlegenheit gegenüber dem Durchschnitt der Anstaltskinder, die allerdings wenigstens in ihren ersten Anfängen wahrzunehmen, ein gewisses Maß ärztlichen Blickes bedarf, in ihren späteren Stadien aber sich mit anderweitigen Schäden verbindet und deshalb ihrer Wesenheit nach oft verkannt wird. Die vermeinte Deteriorierung von Anstaltssäuglingen ist, wie schon angedeutet, eine alte Erfahrung. Sie ist so folgenschwer und so häufig die Mittlerin letalen Ausganges, daß man den Versuch, Kinder des ersten Lebensjahres in Anstalten zu behandeln, in früheren Jahrhunderten vielen Ortes resigniert völlig aufgegeben hat (wozu allerdings auch primäre endemische Spitalsschäden infektiöser Natur beigetragen haben mögen)."

„Erst neuerdings wurde dieser Versuch wieder im größeren Maße unternommen und zwar mit sehr wechselndem Erfolge. Man hat das Übel den Hospitalismus genannt; die Bezeichnung ist, wie noch gezeigt werden soll, keine vollkommen treffende, mag aber einstweilen akzeptiert werden. Da sich die schweren Folgen des Hospitalismus immer erst jenseits der Neugeburtsperiode entwickeln, ist hier nicht der Ort, sie ausführlich zu behandeln; die hohe Bedeutung des Zustandes für vorbeugende Pflegemaßnahmen rechtfertigt jedoch folgende Skizze nach den Wahrnehmungen des Verf., zu der bemerkt wird, daß manche Autoren abweichende Schilderungen geben, und daß man annehmen muß, es hätten manche andere, und nicht streng zugehörige Schäden ins Auge gefaßt oder aber es beständen bemerkenswerte lokale Abweichungen."

„Säuglinge, die entweder völlig gesund oder, was natürlich die Regel ist, mit irgendwelchen mehrweniger rezenten Krankheitszuständen, zumal Ernährungsstörungen behaftet in das Spital eingeliefert werden, verhalten sich hier im Anfang so, wie es die Physiologie ihrer Entwicklungsperiode im Vereine mit der Pathologie des betreffenden vorliegenden Leidens annehmen läßt. Geht dieses mit subjektiven Beschwerden einher, so sind die Kinder unruhig, erfordert es Karenz oder Ein-

schränkung der Nahrung, so sieht man sie gleich hungernden sich benehmen; treten fremde Menschen an ihr Lager und manipulieren sie an ihnen, wie es die ärztliche Untersuchung fordert, so werden sie ängstlich oder unwillig etc. In einer großen Zahl von Fällen gelingt es der Störung Herr zu werden und man erwartet nun, daß eine Rekonvaleszenz eintrete und die Kinder nach überstandener Krankheit wieder aufblühen. Doch darauf wartet man oft vergebens. Die Säuglinge werden zwar ruhiger, doch nicht aus besserem Behagen, sondern weil sie die Fruchtlosigkeit ihrer Äußerungen erkannt und angefangen haben, auf äußere Einflüsse aller Art weniger zu reagieren. Man findet diese Kinder öfters wach als schlafend, zumindest nicht tiefschlafend in der für gesunde Individuen ihres Alters charakteristischen Haltung und tritt man an das Bett heran, so wenden sich die Augen wohl noch dem Beschauer zu, doch weder mit dem latenten Lächeln des Gesunden, noch mit der ängstlich oder schmerzhaft gespannten Miene des kranken Kindes, auch nicht mit den bekannten mimischen Prodromen ausbrechenden Geschreies, sondern mit einem indifferenten, resignierten, wie in Ernst und Trauer erstarrten Blick. Rumpf und Glieder liegen ziemlich regungslos auf der Unterlage. Auch wenn man das Kind aufdeckt oder entkleidet, gewahrt man keine lebhaften oder kraftvollen Bewegungen der Glieder, sondern mehr wurmartig träge und unsichere. Man steht einem körperlichen Verfall gegenüber, der sich — hinreichend vorgeschritten — in außergewöhnlicher und stabiler Blässe und Schlaffheit und Welkheit der Haut und des Unterhautfettes, in Elastizitätsverlust bei scheinbar oft vermehrtem Muskeltonus ausdrückt. Dieser Verfall ist nicht etwa als Zeichen eines chronischen, dyspeptischen Zustandes... etc. anzusehen. Man erkennt ihn oft, bevor die Gewichtskurve ihn anzeigt... In kurzer Frist allerdings pflegt die Gewichtskurve den Wahrnehmungen des Arztes mit langsamen, oft unterbrochenen Depressionen nachzuhinken. Wie lange es dauert, bis dieser Punkt erreicht ist, das wechselt in weitem Maße. Als ungefähren Durchschnittstermin möchte Verf. etwa die dritte Woche des Anstaltsaufenthaltes bezeichnen. Von diesem Stadium an macht sich die schwerste Folge des Hospitalismus bemerkbar, nämlich die völlige Widerstandslosigkeit gegen infektiöse Schäden und zwar tritt diese, wie hier ausdrücklich... hervorgehoben werden soll, ganz unabhängig von der Qualität der verfütterten, künstlichen Nahrung zutage... Nach immer erneuten Bestrebungen den Indikationen der „modernen" Säuglingsernährungslehre gerecht zu werden... gelangt man zu der reiferen Erkenntnis, daß man es mit einem für diese Waffen ganz unangreifbaren Feind zu tun hat, der alten und neuen Ernährungskünsten in gleichem Maße spottet."

Nachdem Pfaundler gezeigt hat, daß die Spitalskachexie mit den Folgen von Infektionen und mangelnder Hygiene nichts zu tun hat, fährt er fort: „Mit der ... Bemerkung über die Monotonie der Krankenhauspflege...

nähert sich Baginski den angeblichen Anschauungen Parrots und jenen des Verf. Das Bestreben, die wahre Quelle des Übels noch schärfer zu fassen, steht in seinen Anfängen. Man darf jedenfalls annehmen, daß die natürlichen Empfindungen der Mutter zum Kind nicht bloß zu sorgsamer Erfüllung gewisser erteilter Pflegevorschriften, sondern auch zu bestimmten Formen des Verkehrs und damit zu wechselseitigen Anregungen führen... Beim Kinde wird eine Fülle von Reizen und damit... von Reaktionen vermittelt. Nebst den vielfachen Bewegungsreizen dürften namentlich die psychischen Tonica von Bedeutung sein. Daß die fördernde Wirkung dieser nicht auf das Gebiet der Psyche beschränkt bleibt, sondern mächtig in somatische Leistungen, namentlich in die Ernährungsfunktionen eingreift, wird man am eigenen Leibe oft genug erlebt haben... Eine Frau, die den umfassenden Ehrentitel „Mutter" mit Recht führt, weiß sich mit ihrem Kinde schon in den ersten Lebenswochen in einen Konnex zu setzen, dessen... Ausfall... für den Hospitalismus von größter Bedeutung ist, in ähnlichem Sinne etwa wie das Gefängnisleben für die Haft-Kachexie." Pfaundler macht nicht allein die mangelnde Befriedigung des allgemeinen Liebesbedürfnisses des Säuglings verantwortlich, sondern auch die mechanisierende Pflege, die den schon im ersten Lebensjahr ausgeprägten individuellen Unterschieden der Säuglinge wenig Rechnung trägt. „Eine sorgsame Pflegerin erkennt an Säuglingen oft sehr ausgesprochene Neigungen, Eigenarten, Willensäußerungen, z. B. auf dem Gebiete der Fütterung: das wann, das wie, hinsichtlich Qualität, Quantität der Nahrung, Fütterungsgeschwindigkeit, Trinktemperatur, Körperlage, Beschaffenheit des Saugpfropfens und seiner Bohrung und tausend andere Kleinigkeiten sind dem einzelnen durchaus nicht gleichgültig, wie es generell für die allgemeine Verschreibung der Fall sein mag. Gewiß spielen da vielfach schon erworbene Gewohnheiten auch mit herein, die man wohl bekämpfen kann; aber der Erfolg solcher Bekämpfung dürfte mitunter an jenen des Landwirtes erinnern, dessen Kuh starb, als sie gerade auf bestem Wege war, sich das Fressen abzugewöhnen. Auch die Nivellierung der Anstaltssäuglinge, die sich beispielsweise zum Staunen jedes Fremden durch die relative Ruhe in den großen Sälen mit kranken, bereits „eingewöhnten" Kindern ausdrückt, ist ein Pyrrhussieg!"

„Es gibt Kinder, die dem Schaden dauernd widerstehen. Das gilt nach Erfahrung des Verf. in gewissem Maße von gesunden Brustkindern. Diese sind allerdings in Spitälern zumeist Ammenkinder, also die einzigen, die in der Nähe ihrer Mütter leben. Auch sehr torpide, schwer idiotische Kinder sind weniger gefährdet; am meisten sind es ohne Zweifel die sensiblen..."

„...Abgesehen davon, daß der Hospitalismus, wie erwähnt, erhebliche Variabilität und verschiedenen Ortes verschiedene lokale Färbung hat... ist... nicht immer hinreichend beachtet worden, daß es sich genau genommen nicht um die Gegensätze: Anstaltspflege — ...Einzelpflege handelt, sondern um den Gegen-

satz: Erfüllung individuellen Verlangens, Vermittlung förderlicher psychischer Reize und Befriedigung des Kindes — konsequente Nichtbeachtung dieser Momente... Selbstverständlich kann sehr wohl erstere Bedingung auch in Anstalten gelegentlich erfüllt sein... andererseits in der privaten Einzelpflege aber nicht. Daher ist es nicht ganz richtig den Zustand Hospitalismus zu nennen und wäre eine Bezeichnung wie etwa 'kachektisierender Pflegeschaden' für den vom Verf. gemeinten Zustand vorzuziehen."

Pfaundler sieht in einer entsprechenden Schulung der Pflegerinnen eine gewisse Abhilfe und faßt seine Ausführungen in den Worten zusammen, „daß in manchen Punkten vielleicht die natürliche Säuglingspflege der künstlichen überlegen sein dürfte, daß bei der natürlichen Säuglingspflege weit über die Neugeburtsperiode hinaus ein fast steter physischer Kontakt des Kindes mit der Mutter besteht, daß solcher instinktiv auch vom menschlichen Neugeborenen in sehr vielen Fällen deutlich gefordert wird und daß sein Versagen die rätselhafte Unruhe mancher Kinder zur Folge hat, die mit Nahrungsbedarf, Naßliegen, körperlichen Beschwerden usw. nicht zusammenhängt. Diese Unruhe... verschwindet, wenn die Mutter das Kind aufnimmt, ja oft, wenn sie ihm nur durch Wiegen oder Ansprache die beruhigende Versicherung ihrer schützenden Anwesenheit gibt."

Die natürliche Säuglingspflege deckt sich nach Pfaundler im Gegensatz zur natürlichen Säuglingsernährung durchaus nicht ohne weiters und in jedem Punkte mit der rationellen Säuglingspflege. „Die Erziehung zu den kulturellen Aufgaben des Menschen wird schon für seine Pflege im ersten Lebensjahre mitbestimmend und fordert bis zu gewissem Grade widernatürliches Vorgehen: sie fordert beispielsweise die Trennung von Mutter und Kind nach Lagerstätte, die Einführung gesonderter, etliche Stunden auseinanderliegender Mahlzeiten, sie fordert das 'Abhalten' des Kindes zur Entleerung seiner Exkrete usw. Die rationelle Säuglingspflege und Erziehung laviert derart zwischen Gewähren und Versagen, zwischen Befriedigen und Erzwingen, Schonen und Üben aller Funktionen einschließlich jener des Willens."

Daß „mütterliche Besorgnis und Geschäftigkeit um das Kind, die wir in der Anstaltspflege vielfach vermissen, auch im Übermaße auftreten und Schaden tun können, namentlich dann, wenn sie die Ruhe des Kindes stört oder seine Unruhe durch Einwirkung allzu starker Sinnesreize bekämpft", ist natürlich auch Pfaundler bekannt. Er meint, daß es eben „sensible" Kinder sind, „die solche Polypragmasie oft herausfordern und damit in einen Circulus vitiosus einlenken... Das Digestionssystem als der empfindlichste Indikator für jeglichen allgemeinen Schaden reagiert beim Säugling auch hier meist zuerst oder am sinnfälligsten, ebenso, wie der unter „Hospitalismus" skizzierte Pflegeschaden mit Vorliebe auf diesem Gebiete manifest wird."

Eine eigentliche Verwertung oder Nachprüfung der Pfaundlerschen Darlegungen ist mir nicht bekannt.[1] Ich erinnere mich nicht, in dem sehr bekannten und kürzlich wieder in Neuauflage erschienenen Feerschen Lehrbuch der Kinderkrankheiten etwas über den Hospitalismus gefunden zu haben. J. Trumpp in seiner verbreiteten populären Säuglingspflege (Moritz, Stuttgart) erwähnt ihn, ohne ihn im Register anzuführen. Der Pädiater E. Glanzmann schreibt 1938: Vor etwa 4—5 Jahrzehnten 70—90 % der einem Spital anvertrauten Säuglinge an Hospitalismus zu Grunde gehend. Als Ursachen für diesen Hospitalismus führt Glanzmann neben der bei einer Ansammlung von Säuglingen oft unvermeidlichen Übertragung von grippalen und andern Infekten, die in ihrer Wiederholung zu schweren Gedeihensstörungen führten, und neben fehlerhafter Diätetik als dritten Punkt an: „Psychische Schädigungen, besonders Mangel an Anregung für die Säuglinge bei der monotonen Anstaltspflege, Mangel an Mutterliebe usw., auch Vergewaltigung individueller Geschmacksneigungen gewisser Säuglinge mit folgender Appetitlosigkeit. Es ergab sich daraus die Tatsache, daß viele Säuglinge in der Einzelpflege, es brauchte nicht gerade die Mutter zu sein, weit besser gediehen als im Massenbetrieb. — Heuzutage ist in gut geleiteten Anstalten der Hospitalismus mit den Fortschritten der Spitalshygiene und der Ernährungslehre auf ein verschwindend kleines Maß zurückgedrängt... Die psychischen Faktoren sind nicht zu vernachlässigen und in gut geleiteten Anstalten wird ihnen auch möglichst Rechnung getragen... Ein Übermaß ist schädlich, schon wenig genügt, um die 'psychische Inanition' auszuschalten." (In diesen Ausführungen ist Wesentliches der Pfaundlerschen Darstellung nicht erfaßt.)

F. Hamburger: „Die Neurosen des Kindesalters" (Stuttgart, 1939) gibt S. 44—47 folgende Darstellung: „Eine der größten Entdeckungen in der Naturgeschichte des Menschen ist der berühmte Satz: Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von jedem Wort, das durch den Mund Gottes geht... Der Mensch braucht nicht nur körperliche Nahrung, sondern auch seelische... Pfaundler hat wahrscheinlich gemacht, daß schon dem Säugling solche Förderungsgefühle notwendig sind, und er hat von einem seelischen Hunger, von einer psychischen Inanition gesprochen, welche den Säugling und auch Kleinkinder und ältere Kinder schädigen, und zwar sehr schwer schädigen kann..."

Mein Referat soll der Absicht dienen, die Mitteilungen Pfaundlers, die

1) Eine teilweise Nachprüfung liegt allerdings vor, in einer Arbeit von Hildegard Dufree und Käthe Wolf, die die Resultate einer auf Tests gegründeten Untersuchung in proletarischen Säuglings- und Kinderheimen im Jahre 1933 in der Zeitschrift für Kinderforschung veröffentlicht haben. Die Untersucher fanden, daß allzu strenge hygienische Körperpflege die Entwicklung von verschiedenen Funktionen, vor allem der Körperbeherrschung, des Gedächtnisses und des Intellekts hemmt. Die Pflegerin vermag die Mutter nicht zu ersetzen, da sie den Bedingungen einer seelischen Hygiene, der Notwendigkeit eines mütterlichen Kontakts nicht genügt. Mutterliebe ist wichtiger als geschulte Pflege. (Ref. in Imago, Bd. XX, 1934, S. 253.)

trotz dem eingebürgerten Namen Hospitalismus einen „kachektisierenden Pflegeschaden" im weitern und tieferen Sinne beinhalten, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. [2])

LITERATUR:

1. O. Isakower, Beitrag zur Psychopathologie der Einschlafphänomene. Int. Ztschr. f. Psa., 1936.
2. K. Ehrhardt, Der trinkende Fötus (Eine röntgenologische Studie). Münch. med. Wschr. 1937, Nr. 43, S. 1699. K. Ehrhardt, Atmet das Kind im Mutterleib? (Eine röntgenologische Studie). Münch. med. Wschr. 1939, Nr. 24, S. 915.
3. I. Hermann, Sich-Anklammern — Auf-Suche-Gehen (Über ein in der Psa. bisher vernachlässigtes Triebgegensatzpaar). Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936, H. 3, S. 349.
4. M. Minkowski, Neurobiologische Studien am menschlichen Fötus. Abderhaldens Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, Lieferung 253, resp. Abt. V., Teil 5 B, Heft 5. Urban & Schwarzenberg, Berlin-Wien, 1928.
5. H. Christoffel, Entwicklungspsychologische Bemerkungen zur Kinderpsychiatrie. Schweiz. med. Wschr., 63. Jahrgang 1933, Nr. 41, S. 1017.
6. F. Stirnimann, Versuche über die Reaktionen Neugeborener auf Wärme- und Kältereize. Ztschr. f. Kinderpsychiatrie, V. Jg., H. 5, S. 143. Benno Schwabe & Co., Basel, 1939.
7. D. Garley, Über den Schock des Geborenwerdens und seine möglichen Nachwirkungen. Int. Ztschr. f. Psa., 1924, Bd. X., S. 134.
8. M. von Pfaundler, Physiologie des Neugeborenen. Döderleins Handbuch d. Geburtshilfe, Bd. I, Bergmann, Wiesbaden, 1915. Und Fragekasten der Münch. med. Wschr. 1936, Nr. 29, S. 1183 (Hospitalismus, Sterbeanfälle).
9. E. Glanzmann, Fragebeantwortung. Ztschr. f. Kinderpsychiatrie, V. Jg., 1938, H. 2, S. 64 (Hospitalismus, Sterbeanfälle).
10. H. Christoffel, Exhibitionism and Exhibitionists. Int. Journal of Psycho-Analysis, 1936, Bd. XVII, Part. 3.
11. H. Dufree u. K. Wolf, Anstaltspflege und Entwicklung im ersten Lebensjahr. Ztschr. f. Kinderforschung. Bd. XLII, 1933.

2) Pfaundler bezeichnet 1936 seine Darstellung von 1915 als Versuch; weiteres Einschlägige sei zu finden im 1. und 6. Jahrgang der Zeitschrift „Gesundheitsfürsorge" in Aufsätzen von Ullrich (und Mitarbeitern) und von Pfaundler selbst („Klinik und Fürsorge"). Diese Arbeiten konnte ich leider infolge der inzwischen eingetretenen politischen Umstände nicht mehr heranziehen. Ich muß mich daher vorläufig damit begnügen, hier auf sie hinzuweisen.

REFERATE

Grenzgebiete und Anwendungen

CHIAVACCI, LUDWIG: **Die Störungen der Sexualfunktionen bei Mann und Weib.** Verlag Deuticke, Leipzig u. Wien, 1938.

Dieses kleine Buch behandelt unerwarteter Weise die statistisch und praktisch so bedeutungslosen organischen Ursachen der männlichen Impotenz und der weiblichen Frigidität auf 45 Seiten, die entscheidenden psychischen Ursachen dieser Hemmungen und Neurosen hingegen nur auf 17 Seiten. Man ersieht daraus den Standpunkt des Verfassers, der denn auch Organpräparate und Aphrodisiaca als das Wichtigste der Behandlung ins Treffen führt. Die Hormonpräparate werden auch sämtlich samt der erzeugenden Firma in der Anzahl von 86 aufgezählt.

Die Psychotherapie des Autors beschränkt sich auf Suggestion, Hebung des Selbstbewußtseins, Beseitigung von Hemmungen und Aufklärung. Von der Schule der Psychoanalyse, heißt es dunkel, trenne den Verfasser vornehmlich deren Lehre von der Sublimierung und deren angebliche „Überwertung akzidenteller psychischer Momente". Es ist begreiflich, daß Professor Pötzl, der dem Buch zwar ein anerkennendes Geleitwort mitgegeben hat, nach dem Studium des vorliegenden Buches dessen Lesern empfiehlt, sich noch ergänzend „in die tiefenpsychologischen Gedankengänge und Ergebnisse sexualpathologischen Inhalts einzuarbeiten."

Im Detail sei als Irrtum herausgegriffen die Angabe, der Vaginismus sei „meist durch Verletzungen an der Clitoris oder am Introitus ausgelöst", während der Vaginismus doch als psychogen bedingt feststeht. Ejaculatio (besser: Orgasmus) praecox kann im Gegensatz zu des Verfassers Angabe beobachtet werden. Die impotentia ejaculandi wird hier nur organisch zu erklären versucht, der Begriff des Fetischismus durch sinnlose Erweiterung ganz verwässert. Manche andere Angabe befremdet oder hinterläßt Zweifel, wie besonders die so vielen Erfahrungen anderer widersprechende Annahme einer mehr als suggestiven Wirkung der uns bisher zur Verfügung stehenden Organpräparate auf Impotenz und Frigidität. E. Hitschmann (London)

FAHRENKAMP, KARL: **Vom Aufbau und Abbau des Lebendigen.** Eine biologische Feststellung über die Bedeutung herzwirksamer Arzneistoffe für Mensch und Pflanze. Hippokrates Verlag, Stuttgart, 1937.

Es wird über eine Reihe von Versuchen berichtet, in denen Blumen, Blättern, Saatkörnern und Früchten herzwirksame Arzneistoffe zugeführt wurden. Das Leben abgeschnittener Pflanzenteile konnte auf diese Weise verlängert werden, Blätter faulten nicht, Körner keimten und entwickelten sich schneller, Früchte hielten sich besser. Alles dies wird benutzt, um als Beweis für eine Mischung von Instinktsicherheit, ehrfürchtiger Naturbetrachtung, giftfreier Ernährungsweise, hippokratischer Säftelehre und homöopathischer Naturphilosophie zu dienen. M. Grotjahn (Chicago)

HÄBERLIN, PAUL: **Minderwertigkeitsgefühle. Wesen, Entstehung, Verhütung, Überwindung.** Schweizer Spiegelverlag, Zürich, 1936.

Wenn Bücher imstande sein sollten, Neurotikern zu helfen, dann würde dieses Buch sicherlich zu den hilfreichen Büchern zu zählen sein. Kurz und einfach in den Formulierungen, aber niemals oberflächlich, ist es ein gutes Beispiel, wie wirkliche Mitteilung wesentlicher Begriffe ohne falsches Pathos und in Sachlichkeit möglich ist.

M. Grotjahn (Chicago)

NACHMANNSOHN, MAX: **Wesen und Formen des Gewissens.** Sensen Verlag, Wien-Leipzig, 1937.

Das Wesen des Gewissens ist aus der „Bauplantheorie" heraus zu verstehen. Was allerdings damit gemeint ist, wird auch bei sorgfältiger Lektüre nicht ganz klar. Jedenfalls scheint der „Bauplan" von „innerkeimlichen" Faktoren abhängig zu sein, während sein Gegenspieler, das „empirische Ich" von außerkeimlichen Faktoren abhängt. Bauplan ist also ähnlich, wenn nicht dasselbe, wie Erbanlage in ihrer Gesamtheit. Nur die dem Bauplan adäquaten Ernstaufgaben dürfen als echt bezeichnet werden, alles andere ist unecht. Das echte Gewissen sorgt dafür, daß die sich aus dem Bauplan ergebenden echten Lebensaufgaben erfüllt werden. Das Gewissen ist der Ruf, echt zu sein und es zu werden, soweit es das empirische Ich noch nicht ist. Das antreibende, das gute und das schlechte Gewissen sind die Grundformen, denen die Nebenformen des warnenden, zweifelnden und bereuenden Gewissens an die Seite gestellt werden. Die Psychoanalyse kann nur das „unechte" Gewissen erfassen, weil sie das „geistige Erbgut" der Persönlichkeit vernachlässigt.

Was den gewissenhaften Leser bedrückt, ist die Ungewißheit, an wen sich das Buch eigentlich wendet: Ärzte, Psychologen, Seelsorger, Psychotherapeuten, Erzieher, Philosophen oder gar gewissensgeängstigte Neurotiker. Dem Analytiker geben die Diskussionen über die zugegebenermassen wesentliche Frage des Echten und Unechten nichts Neues.

M. Grotjahn (Chicago)

PEIPER, ALBRECHT: **Unreife und Lebensschwäche.** Mit 10 Abbildungen. Georg Thieme Verlag, Leipzig, 1937, 103 S.

Das Interesse des Analytikers für unreif geborene Kinder ist begrenzt, aber es ist immer fesselnd und fast neiderregend ein Buch zu lesen, das seinen Gegenstand mit solcher Vollständigkeit darstellt und allen Fragen so eingehend nachgeht wie in diesem Fall. 5—10 % aller Menschen werden unreif geboren und der Rückgang der Säuglingssterblichkeit erstreckt sich nicht auf die Sterblichkeit der unreif Geborenen. Bemerkenswert sind die neurologischen Ausführungen, in denen der Unreife mit einem „Pallidumwesen" verglichen wird.

M. Grotjahn (Chicago)

RIESE, WALTHER: **Das Triebverbrechen.** Bern, Hans Huber.

Der Verfasser, der die bezügliche psychoanalytische Literatur, namentlich von Alexander, Marie Bonaparte und Staub, kennt, bemüht sich um Untersuchungen „über die unmittelbaren Ursachen des Sexual- und Affektdeliktes sowie ihre Bedeutung für die Zurechnungsfähigkeit des Täters." Er ist weniger als die Offiziellen geneigt, Verbrechern wie den Massenmördern Kürten, Haarmann u.a. die Zurechnungsfähigkeit zuzusprechen, kann sich aber nicht entschließen, das Prinzip der Willensfreiheit ganz aufzugeben. Er empfiehlt nicht die Befragung psychoanalytischer Sach-

verständiger, sondern nur ein „feineres Studium der äußeren Tatumstände". Die Untersuchungen der Psychoanalyse über Ichstärke und Ichschwäche (Nunberg) versprechen auch über diese Trieb- oder Lustmenschen, deren Ich zu schwach ist, um die Triebe zu meistern — im Gegenteil, von ihnen überwältigt wird —, mehr Aufklärung zu bringen. E. Hitschmann (London)

Psychiatrie — Neurologie

FEITELBERG, SERGEI, und LAMPL, HANS: **Über die Beeinflußung der Wärmebildung in den verschiedenen Hirnanteilen durch Narcotica, Hypnotica und Analeptica.** Archives internationales de Pharmacodynamie et de Thérapie. 1939, Bd. 61, S. 255—270.

Die Methode der Gehirnfunktionsprüfung durch die Wärmetönung ist auf den Seiten dieser Zeitschrift angeregt und über ihre Ausarbeitung und erste Anwendung im Autoreferat berichtet worden. Die vorliegende Untersuchung versucht zur Klärung der Frage über den Angriffspunkt im Gehirn klinisch vielfach verwendeter Pharmaca mit zentralnervöser Wirkung beizutragen.

Auf Grund der Symptomatologie ist von Pick die Ansicht vertreten worden, daß Schlaf- und Narkosemittel in zwei Gruppen eingeteilt werden können, die vorwiegend auf den Hirnstamm, bezw. auf die Hirnrinde wirken (Barbitursäurederivate und Alkoholgruppe). Diese Einteilung hat sich für die Psychiatrie und Neurologie als von beträchtlichem Interesse erwiesen, insofern als die Verschiedenheit in der therapeutischen Wirkung von Präparaten der einen oder der anderen Gruppe bei bestimmten Krankheitsbildern Rückschlüsse auf den Sitz des pathogenen Prozesses in den Hirnganglien erlaubt, die sonst mangels genau faßbarer Veränderungen im Gehirn der Lokalisation schwer zugänglich sind. Als konkretes Beispiel sei auf die fast spezifische Beeinflussung der Epilepsie durch Luminal hingewiesen.

Wir haben nun durch Einführung von Thermoelementen in die Hirnrinde und die Stammganglien die Hemmung der Wärmebildung durch Narcotica und ihre Erhöhung durch Analeptica beobachtet und die Unterschiede in der Beeinflussung des Stammes und der Rinde in Kurven unmittelbar sichtbar machen können. Das Ergebnis lautete: Luminal dämpft zu Beginn der Wirkung vorwiegend den Hirnstamm, während Äther und Paraldehyd eine stärkere hemmende Wirkung in der Rinde haben. Cardiazol erregt zuerst und stärker den Hirnstamm.

Die hier gezeigte Möglichkeit, Erregungs- und Hemmungsprozesse der phylogenetisch älteren Zentren des Hirnstammes, welchen die Aufgabe der Steuerung vegetativer Prozesse zufällt, zugleich und im Vergleich mit den höheren Zentren der Großhirnrinde zu beobachten und zu erforschen, wird sich vielleicht auch bei Behandlung anderer Fragestellungen der Psychiatrie und Neurologie als nützlich erweisen.

Autoreferat

GÖRING, M. H.: **Über seelisch bedingte echte Organerkrankungen.** Hippokratesverlag, Stuttgart-Leipzig, 1937.

„Der oberste Grundsatz für das Erkennen und Behandeln von Krankheiten," so beginnt der Verf., Vorsitzender der Deutschen Psychotherapeutischen Gesellschaft, Berlin, sein Buch, „ist die Betrachtung des Menschen als Ganzheit." Auch „der Kassenarzt sollte wieder zum Hausarzt werden. Seine Ausbildung müßte sich auch wieder

auf Psychologie und Philosophie erstrecken." In 16 Kapiteln werden dann die einzelnen organischen Erkrankungen in ihrem Zusammenhang mit psychologischen Vorgängen im Kranken dargestellt, belebt von kurzen Krankengeschichten. In reichlichem Maße wird Literatur zitiert: Hippokrates, Wittkower und Künkel neben vielen anderen. Nach einem Abschnitt über Unfallfolgen wird in dem sehr kurzen Schlußkapitel die Therapie umrissen: Es „muß betont werden, daß die Psychotherapie bei allen schon vorhandenen Organerkrankungen nur ergänzend angewandt werden kann. Im Vordergrund steht die Organbehandlung. Neben dieser steht die Ganzheitsbehandlung, für die drei Heilweisen in Frage kommen, die Naturheilkunde, die Hormonbehandlung und die Psychotherapie." „Die verweichlichende, materialistische Weltanschauung hat die Neurose großgezüchtet, und damit auch die Widerstandskraft gegen organische Erkrankungen herabgesetzt." Die Aufgabe des Arztes ist es, seinen Patienten vom „Ich" zum „Wir" umzustellen. M. Grotjahn (Chicago)

KLAESI, J.: **Vom seelischen Kranksein.** Paul Haupt, Bern-Leipzig, 1937.

In drei Reden behandelt der Verfasser die großen Gebiete: Neurose, Lebensform, Staatsform; Geistige Hygiene; die Irrenanstalt als Weg zur Rückkehr ins Leben.
M. Grotjahn (Chicago)

LEONHARD, K.: **Involutive und idiopathische Angstdepression in Klinik und Erblichkeit.** Georg Thieme Verlag, Leipzig, 1937.

Auf Grund von 41 selbstuntersuchten Fällen und ihren Sippen kommt der Verf. zu der Schlußfolgerung, daß die klimakterische Depression dem manisch-depressiven Formenkreis zuzurechnen ist, wohingegen die involutive Angstdepression, gemeinsam mit der idiopathischen Angstdepression der jüngeren Altersstufen, eine eigene Krankheitsgruppe darstellt. Die Symptome sind Angst und Depression, die Perioden sind oft sehr lang, gelegentlich von Zuständen gesteigerten Glücksgefühles gefolgt, die Prognose ist selbst in involutiven Fällen nicht hoffnungslos. In den Sippen finden sich häufig Angstzustände und Angstpsychosen, angeblich selten „echte" manisch-depressive Psychosen. M. Grotjahn (Chicago)

MEDUNA, LADISLAUS VON: **Die Konvulsionstherapie der Schizophrenie.** Carl Marhold Verlagsbuchhandlung, Halle a. S., 1937.

Ausgehend von der Hypothese, daß zwischen dem „pathologischen Verlauf" der Schizophrenie und der Epilepsie ein Antagonismus besteht, wird versucht, diesen vermuteten Antagonismus therapeutisch auszunutzen und bei schizophrenen Patienten epileptische Anfälle künstlich herbeizuführen. Durch drei bis dreißig intravenöse Gaben von Cardiazol werden fast regelmäßig ebenso viele epileptische Anfälle erzeugt. Angeblich ist diese Cardiazolepilepsie völlig gefahrlos. Der Verfasser behandelte 110 Fälle, von denen 53 remittierten. Bei geeigneter Auswahl von Fällen könnten sogar bis zu 80 % Remissionen erzielt werden. Schizophrene Verläufe von mehr als 4 Jahre Dauer sind ungeeignet und sollten nicht der Behandlung unterzogen werden. Fälle, die auf die Behandlung ungünstig oder gar nicht ansprechen, werden als „endogen hereditär" bezeichnet.

Über die subjektive Einstellung der Patienten sowie über die vielen in solche Behandlung hineinspielenden psychologischen Fragen wird nur sehr spärlich Auskunft gegeben. Anfänglich soll völlige Amnesie des Pat. für alles nach der Injektion Vor-

gefallene bestehen, später wird die Erinnerungslücke durch die ungewollte „Aufklärung" des Pat. durch seine Umgebung aufgehellt. Es entwickelt sich dann eine sehr beträchtliche Angst vor der Injektion und es ist schwer, „den Bitten der von Tag zu Tag vernünftiger werdenden Patienten zu widerstehen, besonders da sie täglich um Unterlassung der Injektionen betteln." — Was manche Schizophrene auszuhalten haben und auszuhalten imstande sind, zeigt Fall 23, Seite 67: Der Pat., ein Dr. iur. hatte 50 mal einen Insulinschock, 18 Cardiazolinjektionen und 7 epileptische Anfälle. Er wird als „Remission" bezeichnet, obwohl der Bericht über ihn mit den Worten schließt: Drei Monate später traten bei ihm „von neuem Halluzinationen auf". — Eine sicherlich unzutreffende Theorie macht einen therapeutischen Erfolg in der Medizin nicht unmöglich und auf jeden Fall sieht der Psychoanalytiker weiteren Versuchen mit Interesse entgegen. M. Grotjahn (Chicago)

NELSON, HEINRICH: **Der gesunde Schlaf.** Hippokrates Verlag, Stuttgart, 1937.

Poetische Bücher sind schwer sachlich zu besprechen und wenn der Verf. hier das Leben mit einem „unendlichen Wellengekräusel" bezeichnet, in dem „aber Wachen und Schlafen die Gezeiten bilden" — so ist ihm schwer zuzustimmen, aber was ließe sich ihm sachlich erwidern? Bei der Erörterung der Träume werden „unterbewußte seelische Kräfte" angenommen, Freud aber nicht erwähnt und es ist auch besser so. „Vernünftige, gesunde Lebensweise" vermeidet Träume und das beste Schlafmittel ist eine bewußte „Totalentspannung" der Atmung und der Muskeln.
M. Grotjahn (Chicago)

Psychoanalyse

ALEXANDER, FRANZ: **Psychoanalysis Comes of Age.** PsA. Quarterly, VII/3.

Die „Presidential Address", die Verf. am Kongreß der American Psychoanalytic Association in Chicago am 3. Juni 1938 gehalten hat, ist charakteristisch für die Auffassung der meisten Psychoanalytiker in Amerika. Freud schrieb vor nicht allzu langer Zeit: „Nun erwarten Sie aber nicht, die frohe Botschaft zu hören, der Kampf um die Analyse sei zu Ende und habe mit ihrer Anerkennung als Wissenschaft, ihrer Zulassung als Lehrstoff zur Universität geendet. Es ist keine Rede davon; er setzt sich fort, nur in mehr gesitteten Formen. Neu ist auch, daß sich in der wissenschaftlichen Gesellschaft eine Art von Pufferschicht zwischen der Analyse und ihren Gegnern gebildet hat, Leute, die etwas an der Analyse gelten lassen, es auch unter ergötzlichen Verklausulierungen bekennen, dafür anderes ablehnen, wie sie nicht laut genug verkünden können..." [1] Alexander aber meint im Gegenteil — wenigstens, was Amerika betrifft: „Hier hat das Verhältnis der Psychoanalyse zur Psychiatrie und zur übrigen Medizin sich in einer kurzen Periode rasch verändert. Die Psychoanalyse blieb nicht eine isolierte Disziplin mit einem besonderen Objekt, einer besonderen Methode und einer besonderen Denkweise, der alle übrigen Wissenschaften auswichen, sondern wurde mehr und mehr ein Teil der Medizin, insofern sie Therapie ist, und ein Teil der Sozialwissenschaft, insofern sie mit menschlichen Beziehungen zu tun hat...

Der affektive Widerstand gegen die Psychoanalyse aus der früheren nachviktoriani-

1) Freud: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Ges. Schr., Bd. XII, S. 297.

schen Zeit macht einer wissenschaftlichen Nachprüfung Platz, die unglücklicherweise von den Psychoanalytikern mit dem früheren unkritischen Widerstand verwechselt wird."

Verf. hält auch die von solchen wissenschaftlichen Nachprüfern erhobene Forderung „nach detaillierten und verläßlichen Protokollen des analytischen Materials" für berechtigt, „die die Nachprüfung der Befunde durch andere Beobachter erleichtern und so ein sorgsames, vergleichendes, mikroskopisches Studium des gesammelten Materials ermöglichen", ebenso „das Bedürfnis nach präziseren und sogar quantitativen Nachprüfungen der psycho-dynamischen Formulierungen". Wenn von der wissenschaftlichen Umwelt der Psychoanalyse solche Forderungen gestellt werden, so werde dadurch ihre Entwicklung nur gefördert, und man dürfe dies nicht als „Widerstand" abtun.

Auch in anderen Hinsichten weicht die Meinung Alexanders von der Freuds ab, so wenn er sagt: „Ein psychoanalytischer Therapeut, der nicht ein Arzt ist, wird für uns schließlich unannehmbar." [1]

Diese Forderung begründet er mit den „steigenden Kenntnissen über die psychosomatischen Zusammenhänge", die allerdings nur von Forschern, die anatomisch-physiologisch genügend ausgebildet wurden, gelöst werden können, während es auch zahlreiche andere psychoanalytische Fragestellungen gibt, deren Beantwortung wieder gerade eine ganz andere Vorbildung verlangt.

Daß Alexander in diesen Hinsichten die gegenwärtige Situation anders beurteilt als Freud, führt ihn auch zu anderen Konsequenzen. Wer meint, daß im allgemeinen die Welt auch heute noch der von Freud inaugurierten naturwissenschaftlichen Psychologie im ganzen feindlich gegenübersteht, der erscheint ihm anachronistisch und an eine Entwicklungsperiode fixiert, die es heute nicht mehr gibt. Solche „Relikte aus der heroischen Zeit der Psychoanalyse" schaden heute ihrer weiteren Entwicklung. Eine „analytische Bewegung" habe heute nicht mehr Berechtigung als eine „entwicklungsgeschichtliche" oder „ophtalmologische" Bewegung.

Verf. warnt dann schließlich auch davor, daß die Reaktion auf die „heroische Zeit" unerwünscht stark ausfallen könnte; man möge sich davor hüten, „daß die Reaktion gegen die frühen romantischen Phasen unserer Geschichte nicht in ähnlicher Weise eine neurotische Reaktionsbildung werde." Man möge nicht in der Hochschätzung bloßer „Beschreibung" die Theorie verachten, und die Institute sollen qualifizierte Wissenschaftler und nicht Nur-Praktiker in Massenmaßstab heranzubilden suchen.

O. Fenichel (Los Angeles)

BARTEMEIER, LEO H.: **A Psychoanalytic Study of a Case of Chronic Exudative Dermatitis.** Psa. Quarterly, VII/2.

Ein 25-jähriger Student litt an einer juckenden Dermatitis auf einem Handrücken, die immer während der Ferienzeiten verschwand, um sofort wieder aufzutreten, wenn er in seine Schule zurückkehrte. Der Patient neigte auch sonst zu psychogenen Hautveränderungen, und die Dermatitis an der Hand wiederholte nur ähnliche Erscheinungen, die er in seiner Kindheit produziert hatte. Die analytische Aufdeckung der Psychogenese des Symptoms brachte sie zum Schwinden. Der Autor faßt die Resultate der Analyse folgendermaßen zusammen:

„Die chronische Dermatitis an der Hand schützte den Patienten vor seiner Kastrationsangst und diente ihm als Ersatz für seine eigenen aktiven Kastrationstendenzen." (Der

1) „A psychoanalytic therapeut who is not a physician is eventually becoming unacceptable to us."

Patient gehörte jenem Typ an, der von dem unbewußten Wunsch beherrscht ist, einem männlicheren Manne seine Männlichkeit fortzunehmen.) „Gleichzeitig ermöglichte sie ihm eine Befriedigung seiner Partialtriebe, besonders seines Schautriebes, seines Exhibitionismus, seines Sadismus und seines Masochismus. Außerdem verschaffte sie ihm masturbatorische Befriedigung. Die Dermatitis verschwand, als die Kastrationsangst sich noch erhöhte und sein Leiden ihn nicht mehr vor ihrer Bedrohung schützte." Er mußte, um der Kastrationsangst zu entgehen und die Liebe des Analytikers (des Vaters) nicht zu verlieren, seine aktiven Kastrationstendenzen auf andere Weise wiedergutmachen. O. Fenichel (Los Angeles)

BENEDEK, THERESE: **Adaptation to Reality in Early Infancy.** Psa. Quarterly, VII/2.

Freud, bezw. Ferenczi stellten fest, daß der Säugling zunächst keine Objekte kennt, sodann aber seine ersten Objekt-Vorstellungen als eine Art „Sehnsuchtsbesetzung" Objekten gegenüber bildet, die momentan abwesend sind und deren Anwesenheit eine bestehende Spannung zum Schwinden bringen könnte. — Die Schritte, die von dieser allerersten Objektbesetzung zu den späteren eigentlichen Objekt-Beziehungen führen, sind vielfach noch unklar. Verf. bemüht sich, in diese Unklarheit etwas Licht zu bringen:

Wenn sich ein Säugling in einem solchen Zustand der Spannung und der „Sehnsuchtsbesetzung" seiner ersten Objekte befindet, d. h. in einem Zustande der Erwartung, so kann er sich recht verschieden benehmen. Er kann dabei sehr erregt sein und wilde Abfuhrbewegungen machen, — offenbar in einem Spannungszustande, der das Vorbild späterer Aggressionen ist; er kann sich aber auch ruhig-abwartend benehmen. Die letztere Haltung setzt die Fähigkeit voraus, die nach direkter Abfuhr drängende Erregung so zu binden, daß sie als solche nicht in Erscheinung tritt. Diese Fähigkeit wieder wird nur durch die wiederholte Erfahrung erworben, daß die die ersehnte Befriedigung bringenden Objekte schließlich doch kommen. Das Erlernen einer solchen ersten Spannungstoleranz ist der erste Schritt zur Realitätsanpassung. Er bedingt, daß das Kind seine zuwartende Aufmerksamkeit der Außenwelt zuzuwenden vermag und damit die Erkenntnis des Objektes und seine Ich-Bildung fördert. Dieser Schritt gelingt nur, wenn das Kind „Vertrauen" zur Mutter hat, d. h. bestimmt erwartet, daß sie nach kurzer Zeit erlösend eingreifen werde; hat das Kind dieses Vertrauen, so wendet es sich auch der Person der Mutter oder Pflegerin zu, und nicht mehr nur der Brust, bezw. der Flasche. Das „Vertrauen" ist die erste Vorstufe der Objektliebe (selbst gewiß zugeordnet der „primären Identifizierung"), und sicherlich eine „passive", denn das Objekt wird nur insofern bejaht, als man erwartet, daß es einem das Erforderliche bringen werde. Das „Vertrauen" kann direkt an der Spannungstoleranz gemessen werden.

Wenn das Vertrauen fehlt, so entstehen entsprechende Ich-Störungen, z. B. der sog. „Hospitalismus". Die Fähigkeit zum Vertrauen wirkt Ich-stärkend, vermeidet Angst und begünstigt die Entwicklung brauchbarer Abwehrformen. Ein „hospitalistisches" Kind dagegen wird auch später als Erwachsener nur primitive und oft versagende Angst-Abwehr-Mechanismen („bedingte Reflexe") zur Hand haben.

Verf. schließt an diese psychologischen Ausführungen noch einige hygienische an. Sie meint, daß die heute übliche Kleinkinderpflege die Entwicklung des nötigen „Vertrauens" behindere und deshalb reformiert werden müsse. Sie meint, daß die feste Regelung eines bestimmten Stundenplanes der Mahlzeiten schlecht sei, weil sie nicht auf die jeweils aktuellen Bedürfnisse des Kindes Rücksicht nehme. „Es ist möglich,

dem Kinde eine genügende Menge Nahrung anzubieten ohne Über- und ohne Unterfütterung und mit nicht größerer Häufigkeit der Mahlzeiten als notwendig, und doch den Stundenplan der Fütterungszeiten mehr nach Faktoren innerhalb des Kindes zu richten, als nach solchen in der Mutter oder in der Außenwelt."

O. Fenichel (Los Angeles)

BERLINER, BERNHARD: **The Psychogenesis of a Fatal Organic Disease.** PsA. Quarterly, VII—3.

Eine 51-jährige Frau erkrankte an einer dysentherieartigen Kolitis ohne bakteriologischen Befund mit hohem Fieber und blutigen Durchfällen; sie starb nach fünf Wochen. Während der Krankheit hatte der Autor Gelegenheit, die Patientin 26 Mal zu explorieren, was ein überraschendes und interessantes psychoanalytisches Material zu Tage brachte. Die Krankheit erwies sich als vollständig in unbewußte Zusammenhänge eingebaut.

Der Charakter der Patientin war durch einen „überkompensierten Sadismus" gekennzeichnet, sie war stets übertrieben gütig und geneigt, alle Schuld auf sich zu nehmen. Während der Krankheit bot sie psychisch das Bild einer agitierten Melancholie und ließ orale und anale Tendenzen mit einer ungewöhnlichen Offenheit erkennen. Das wichtigste anamnestische Moment war der Tod der Mutter, die im sechsundzwanzigsten Lebensjahre der Patientin gleichfalls an einer Darmentzündung gestorben und von der Patientin gepflegt worden war. Als sie einmal der Mutter Injektionen gegeben hatte, sagte ihr der Arzt, es würde ihre Schuld sein, wenn die Mutter stürbe, worauf die Patientin dachte, das würde auch ihr eigener Tod sein. — Nach dem Tode der Mutter aß sie, nachdem sie sich zuerst geweigert hatte, irgendwelche Nahrung zu sich zu nehmen, mit schlechtem Gewissen Würstchen, die ihr der Vater gebracht hatte, — ein Detail, das wichtig ist, weil sie nun in ihrer eigenen Todeskrankheit 25 Jahre später eine Gier nach Würstchen entwickelte. — Später hatte sie ihrer eigenen heranwachsenden Tochter gegenüber einerseits eine Identifizierung, andererseits eine Vergeltungsangst entwickelt; besonders schuldbewußt war sie, als sie dem Autor gestand, daß ihre Tochter und deren Vater, also ihr eigener Mann, sich vor einander nicht genieren und sich gelegentlich nackt sehen; die Patientin erklärte: „Meine Mutter ist gar nicht wirklich tot, denn sie lebt in meinem Innern fort", und machte Fehlhandlungen, die deutlich zeigten, daß sie das Verhältnis ihrer Tochter zu deren Vater, ihrem eigenen Manne, unbewußt ihrem eigenen Verhältnis zu ihrem Vater gleichsetzte.

Dieses interessante Material hält Verf. für ausreichend, um Kolitis und Tod für psychogen zu halten und zu erklären: „Die Spannung des Über-Ichs erlaubte nicht, daß sich hysterische Konversionssymptome entwickelten, sondern verursachte wirkliche organische Symptome, die dem depressiven Impulse zur Selbstzerstörung dienten... Die körperliche Erkrankung, die zum Tode führte, ist ein dramatisches Agieren des psychischen Konfliktes; es ist eine organische Psychose und ein organischer Selbstmord im Sinne von Karl Menninger."

Ref. muß gestehen, daß er, obwohl er an der Richtigkeit der aufgedeckten psychischen Zusammenhänge nicht zweifelt, sich die körperlich-seelischen Zusammenhänge ungleich komplizierter vorstellt und deshalb vorsichtigere Formulierungen vorziehen würde.

O. Fenichel (Los Angeles)

BERNFELD, SIEGFRIED: **Types of Adolescence.** Psa. Quarterly, VII/2.

Die Haltung der Jugendlichen ist durch die Notwendigkeit begründet, sich mit einer körperlich bedingten Steigerung der Triebforderungen, die ein bis dahin gültiges Gleichgewicht zwischen Trieben und Trieb-Abwehr stört, auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung bekommt ihre Form durch die Forderungen, die die Umgebung an die Jugendlichen richtet. Die Reaktion der Jugendlichen kann nun diesen Forderungen gegenüber entweder willfährig oder rebellisch sein. Die meisten Jugendlichen aber werden Mischbilder von Willfährigkeit und Rebellion zeigen. — Die nur-Gehorsamen und die nur-Rebellischen sind in ihrer eigenen Brust relativ konfliktfrei, die „Mischbilder" zeigen innere Konflikte. Solche inneren Konflikte wieder sind durch die Vergangenheit der Betreffenden determiniert. Sie hängen davon ab, wieweit die Betreffenden als Kinder gegenüber den erzieherischen Beeinflussungen ihrer infantilen Sexualität willfährig oder rebellisch gewesen sind. Bernfeld meint daher, die „Mischbilder" wieder unterteilen zu sollen in Typen, die in der Vergangenheit „rebellisch" waren, aber gegenwärtig „willfährig" sind, und in solche, die in der Vergangenheit „willfährig" waren und gegenwärtig „rebellisch" sind. Die ersteren suchen jetzt ihre genitale Sexualität zu unterdrücken, wollen sich aber infantil-sexuell betätigen; sie werden sich einerseits „unartig" benehmen, andererseits fällt ihnen die Verdrängung der genitalen Strebungen schwer. — Die ehemals Willfährigen und gegenwärtig Rebellischen dagegen wollen bewußt gegen die aktuellen Sexualverbote der Umgebung revoltieren, können es aber nicht, weil sie unbewußt die infantilen Sexualverbote in sich tragen; sie sind besonders übel dran, gefährdet und gefährlich, weil sie selbst sich ihre bewußt angestrebte Sexual-Tätigkeit unbewußt nicht gestatten.

Die Einteilung in die vier Grundtypen erschöpft aber die Vielfalt der wirklichen Pubertätstypen nicht. Die Komplikationen, die von einer solchen Einteilung noch nicht erfaßt sind, führt Verf. darauf zurück, daß ein Jugendlicher während der Dauer der Pubertät und Nach-Pubertät seinen Typus wechseln kann. Wird die Jugendzeit in zwei Phasen eingeteilt, so ergeben die vier Grundtypen bereits sechzehn Kombinationsmöglichkeiten, unterscheidet man drei Phasen, so sechzig.

Um einen gegebenen Jugendlichen typologisch beschreiben zu können, schlägt nun Verf. vor, die Jugendzeit in Phasen von je einem halben Jahr einzuteilen und aufzuschreiben, welchem Typ der Betreffende jeweils während eines halben Jahres angehört hat. Die Formel etwa A (2, 2, 1, 2, 2, 1) bedeutet: Die Pubertät des A dauerte drei Jahre; im dritten und sechsten Halbjahr war der Betreffende rebellisch, sonst immer willfährig. — Wenn man nun annimmt, daß die Jugendzeit heute durchschnittlich vier Jahre beansprucht, sodaß acht Phasen zu unterscheiden sind, so gäbe es bei vier Grundtypen $4^8 = 65\,536$ Jugendtypen.

Von sonst üblicher Typologie unterscheide sich eine solche Einteilung dadurch, daß sie, das „vergangene Milieu" mitberücksichtigend, nicht „Phäno-Typen", äußere Erscheinungen, untersucht, sondern „Geno-Typen", d. h., daß die äußeren Erscheinungen nach ihrer dynamischen Struktur gewertet werden. — Der Autor hält dies für wissenschaftlich außerordentlich vorteilhaft.

O. Fenichel (Los Angeles)

BOLLMEIER, L. N.: **A Paranoid Mechanism in Male Overt Homosexuality.** PsA. Quarterly, VII/3.

Die Analyse eines 24-jährigen Patienten, dessen Krankheitsbild zwischen Homosexualität und paranoiden Zustandsbildern schwankte, bestätigte nicht nur die den

Analytikern bekannte Verwandtschaft dieser beiden Krankheitsformen, sondern bot auch Gelegenheit, Probleme der Neurosenwahl zwischen manifester Homosexualität und Paranoia zu diskutieren. Der Patient gehörte demjenigen Typ männlicher Homosexualität an, dessen mächtige Mutterfixierung unter dem Einfluß schwerer Kastrationsangst von einer Identifizierung mit der Mutter abgelöst worden war, von der aus er sich männliche Objekte vom Vater-Typus suchte, denen gegenüber er ambivalent eingestellt war. — Die paranoide Reaktion stellte sich immer dann ein, wenn der Patient genötigt war, eine besonders intensivierte Feindseligkeit gegen die Vater-Figuren zu projizieren. Während er im allgemeinen seinen Kastrations- und Liebesverlust-Ängsten durch seine Homosexualität entgehen konnte (er spielte dabei, die Kastration leugnend, das „Mädchen mit dem Penis"), genügte dieser Mechanismus nicht mehr, wenn seine Aggressivität oder seine Angst durch äußere Umstände besonders erhöht wurden.

O. Fenichel (Los Angeles)

FENICHEL, OTTO: **Ego Disturbances and their Treatment.** Int. Journal of PsA., XIX/4.

Der Ich-Psychologie kommt in der heutigen psychoanalytischen Forschung eine hervorragende Stellung zu, nicht nur wegen des theoretischen Fortschrittes, der darin liegt, daß die Psychoanalyse nach Entdeckung der menschlichen Triebgrundlage nun daran geht, zu erforschen, wie die „Oberfläche" einer Person sich aus dieser Triebgrundlage entwickelt hat, sondern auch aus bitterer klinischer Notwendigkeit. Die heutigen Neurosen sind dadurch charakterisiert, daß das „Ich" viel mehr in den Krankheitsprozeß einbezogen ist. Wir wenden nun die alten grundlegenden Prinzipien von Freud auf dieses neue Objekt an. In einer Vorbereitungszeit müssen zuerst die Haltungen des Ichs, die analytisch angegriffen werden sollen, in ihrer Eigenheit erfaßt und den Analysanden demonstriert werden; dann müssen sie mittels in ökonomischer Hinsicht richtigen Deutungen historisch auf die Zeit ihrer Entstehung zurückgeführt werden. Während dieses Prozesses werden die Triebkonflikte, deren „eingefrorene" Relikte diese Haltungen sind, „aufgetaut", mobilisiert, analytisch durchgearbeitet, und so die pathologischen Abwehrhaltungen außer Kraft gesetzt. — Drei klinische Beispiele: „Ein Don Juan der Leistung", eine „Phantastin" und eine Patientin, „die das Leben nicht ernst nehmen konnte", zeigen die Psychogenese von charakterlich verankerten Abwehrhaltungen.

Autoreferat

GROTJAHN, MARTIN, und FRENCH, THOMAS M.: **Akinesia After Ventriculography.** PsA. Quarterly, VII/3.

Verf. hat in einer früheren Arbeit [1] akinetische Zustände beschrieben, die er nach Ventriculographie bei Patienten mit Tumoren in der Nähe des dritten Ventrikels gesehen hatte. Nun greift er, zusammen mit French, diese Beobachtungen wieder auf, um Gedanken über den strukturellen Aufbau des sogenannten Ichs, bezw. über das Wesen des Schlafes daran zu knüpfen.

Die akinetischen Patienten stellten alle Spontanbewegungen ein, sogar die Augenbewegungen, ohne dabei das Bewußtsein zu verlieren. Der Kontakt mit der Umwelt, die Fähigkeit, auf Fragen zu antworten und ihre Gefühle zu beschreiben, blieb erhalten; dagegen verloren sie allen aktiven Antrieb und ließen Kot und Urin unter sich. Der

1) Grotjahn, Klinik und Bedeutung akinetischer Zustände nach Luftfüllung des dritten Ventrikels. Monatsschr. für Psych. u. Neur., 43, 1936.

Gesamtzustand war ein hypotonischer. „Es bestand kein starrer Gesichtsausdruck, sondern eher der Ausdruck einer Person, die friedlich mit offenen Augen schläft." — Wenn man diese Akinesie mit normalen Zuständen vergleichen möchte, so müßte man sagen, sie sei ein Zwischending zwischen Schlaf und Wachen. Der Gesamtbewußtseinszustand ist derselbe wie im Wachen, dagegen entspricht das völlige Fehlen jeder Initiative und der Abzug jedes spontanen Interesses von der Außenwelt und auch vom eigenen Körper dem Schlafe. Von den Ich-Funktionen sind also einige intakt, während andere, nämlich die Fähigkeit zur aktiven Willensbildung und die Körpergefühle, gleichzeitig fehlen. — Die Autoren denken, nach normalen Vorbildern solcher Zustände suchend, an das „Dösen" mancher Neurotiker, z. B. in einem prolongierten warmen Bade; auch da kommt es vor, daß die Patienten nicht tagträumen, sondern, ohne zu schlafen, einen Teil ihrer Ich-Funktionen einfach einstellen. Auch beim Einschlafen und beim Aufwachen gibt es ähnliche Mischzustände zwischen Schlaf und Wachen; oft sei das „motorische Erwachen" deutlich von dem „Bewußtseins-Erwachen" getrennt, was auch in Träumen „auto-symbolisch" dargestellt werden könne.

Aus alledem folge, daß wir bei den Ich-Funktionen einerseits kognitive und andrerseits motorische oder willentliche unterscheiden müssen, die unabhängig voneinander funktionieren, bezw. gestört sein können. Die Autoren meinen, die willentlichen Funktionen seien entwicklungsgeschichtlich jünger als die kognitiven.

O. Fenichel (Los Angeles)

HEILBRONNER, PAUL: **Some Remarks on the Treatment of the Sexes in Palaeolithic Art.**

JONES, ERNEST: **A Psychoanalytical Note on Palaeolithic Art.** Int. Journal of PsA. XIX/4.

Die uns bekannten palaeolithischen Kunstwerke zeigen, daß innerhalb dieser Periode eine umfangreiche Entwicklung stattgefunden hat. Aus der sog. Aurignac-Periode sind zahlreiche weibliche Figuren, sowie auch Darstellungen weiblicher Genitalien erhalten, aber keine einzige männliche; die Figuren sind meist gesichtslos, auch Arme und Beine sind oft nur angedeutet, dagegen sind die sekundären weiblichen Geschlechtsmerkmale sehr deutlich ausgeprägt. — Aus der sog. Magdalenischen Periode gibt es auch männliche und phallische Figuren, sowie solche fraglichen Geschlechts: Alle Figuren, auch die weiblichen, sind weit mehr stilisiert und weniger plastisch als die aus der Aurignac-Periode; die realistischen Elemente sind verschwunden; es überwiegen Profil über Frontaldarstellungen. — Eine genauere Betrachtung der Aurignacschen weiblichen Figuren und Symbole zeigt, daß sie — mehr oder weniger deutlich — auch phallische Elemente enthalten, sodaß Verf. zu dem Schluß kommt: „So zögern wir nicht zu erklären, daß der Mensch in der Eiszeit einer Zusammensetzung von Darstellungen der männlichen und der weiblichen Geschlechtsorgane — erst unbewußt und später bewußt — eine besondere Bedeutung beimaß"; von dieser Zusammensetzung wurde wohl eine magische Wirkung erwartet.

Jones fügt den Ausführungen von Heilbronner einige analytische Bemerkungen an: Zunächst erinnert er daran, daß die Neigung, männliche und weibliche Sexualattribute „zusammenzusetzen", im heutigen Kinde noch fortlebt, und erinnert an die von Melanie Klein so oft herangezogene „vereinigte Eltern-Vorstellung" der Kinder. Sodann stellt er die Gegensätze zwischen aurignacscher und magdalenischer Periode noch übersichtlich zusammen:

a. Die ursprünglich ausschließlich weiblichen Darstellungen werden später teilweise auch durch männliche ersetzt — offenbar wächst das Interesse am eigenen Geschlecht.

b. Die Darstellungen werden mehr zwei-dimensional und mehr schematisch — offenbar muß man eine Abschwächung des künstlerischen Impulses annehmen: „Möchte man daraus nicht folgern, daß das nur libidinöse Motiv durch andere Motive von konfliktreicherer Art ersetzt wurde?"

c. Die Profildarstellungen nehmen zu, was der Gewohnheit entspricht, die Jagdtiere im Profil abzubilden, also ein sadistisches Motiv verrät. — Jones gelangt zu folgendem Schluß:

„Wir wissen nicht genug über die Lebensbedingungen in den beiden Epochen, um eine soziologische Erklärung für die Unterschiede zu wagen. Aber wir können nicht dem Schlusse widerstehen, daß aus irgend einem Grunde, sei er klimatisch oder kulturell, das Leben für den Mann der magdalenischen Periode härter war als für den der aurignacschen. Es mag wohl eine Zeit gewesen sein, während der das Gewissen eine bedeutungsvolle Entwicklung durchmachte."

O. Fenichel (Los Angeles)

HILL, LEWIS B.: **The Use of Hostility as Defense.** Psa. Quarterly, VII/2.

Die Begriffe „Trieb" und „Trieb-Abwehr" sind relativ. Eine triebhafte Haltung kann zur Niederhaltung einer entgegengesetzten oder sonstigen ursprünglicher verpönten Haltung benutzt werden, — und es gibt wohl keine „triebhafte Haltung", die nicht solchem Zwecke dienen könnte. (Freilich unterscheidet sich eine reaktive Triebhaftigkeit von einer spontanen sehr deutlich.) — Hill beschreibt nun Fälle, wo ein aggressives Verhalten nicht einer genuinen Feindseligkeit entsprach, sondern einer Abwehr-Funktion diente. Ref. hält die Zusammenstellung von äußeren „Abwehr-Bildern" theoretisch wie praktisch für sehr wichtig und Hills Arbeit deshalb für besonders dankenswert, auch wenn er folgende Ansicht Hills nicht zu teilen vermag: „Gewöhnlich pflegen wir zu denken, daß eine negative Übertragung in der Analyse frühzeitig gedeutet werden müßte, daß aber eine positive Übertragung übergangen und sich selbst überlassen bleiben könnte, bis sie deutlich im Dienste des Widerstandes steht. Diese im allgemeinen richtige Regel kann dazu neigen, sich im Kopfe des Analytikers in die Formel zu übersetzen, daß in der Analyse Liebe ein Abwehr-Vorwand wäre, Haß aber real." Ref. ist einer solchen Auffassung, die allerdings grob falsch wäre, bei Analytikern niemals begegnet.

Feindselige Haltung kann abwehren: Angst, Schuldgefühl, Abhängigkeitsgefühle (rezeptive Haltungen), Passivität und positive Liebes-Einstellungen. In allen solchen Fällen, betont Hill mit Recht, ist es besonders wichtig, daß der Analytiker Übertragungsaktionen nur analysiere und in keiner Weise „mitspiele"; denn gerade Patienten dieses Typus sind sehr feinfühlig und nutzen Gegenaktionen des Analytikers sofort aus.

Drei Fälle werden eindrucksvoll geschildert, in denen erst die konsequente Aufdeckung der reaktiven Natur der „negativen Übertragung" weiterhalf. Allen drei Fällen hatte das Milieu diesen Abwehr-Typus aufgezwungen; in der Frühzeit war ein besonderes Verlangen nach Geliebtwerden und gleichzeitig eine starke Aggressionsneigung in den Kindern mobilisiert worden, in späterer Zeit aber war ihnen Gelegenheit geboten, aus einer offen zur Schau getragenen Feindseligkeit verschiedene Vorteile zu ziehen. — Hill macht mit Recht darauf aufmerksam, daß reaktive Feindseligkeit nicht nur — wie in den drei beschriebenen Fällen — als Charakterzug vorkommt, sondern auch bei anderen Typen passagèr im Verlaufe einer Analyse.

O. Fenichel (Los Angeles)

HORNEY, KAREN: **New Ways in Psychoanalysis.** W.W. Norton & Co., New York, 1939.

Es ist wohlbekannt, daß in der Frühzeit der Psychoanalyse der allgemeine Widerstand gegen diese neue Wissenschaft die gröbsten Formen annahm. Wie er sich später äußerte und selbst jetzt noch äußert, darüber schrieb Freud kürzlich: der Kampf „setzt sich fort, nur in mehr gesitteten Formen. Neu ist auch, daß sich in der wissenschaftlichen Gesellschaft eine Art von Pufferschicht zwischen der Analyse und ihren Gegnern gebildet hat, Leute, die etwas an der Analyse gelten lassen, es auch unter ergötzlichen Verklausulierungen bekennen, dafür anderes ablehnen, wie sie nicht laut genug verkünden können. Was sie bei dieser Auswahl bestimmt, ist nicht leicht zu erraten. Es scheinen persönliche Sympathien zu sein... Daß das Gebäude der Psychoanalyse, obwohl unfertig, doch schon heute eine Einheit darstellt, aus der nicht jeder nach seiner Willkür Elemente herausbrechen kann, scheint für diese Eklektiker nicht in Betracht zu kommen. Von keinem dieser Halb- oder Viertelanhänger konnte ich den Eindruck bekommen, daß ihre Ablehnung auf Nachprüfung begründet war." (Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Ges. Schr., Bd. 12, S. 297.)

Ein Buch ist veröffentlicht worden, das neue Wege in der Psychoanalyse zu eröffnen verspricht. Verschiedene Elemente aus dem Gebäude der Psychoanalyse sollen ausgemerzt werden (man weiß wirklich nicht, wovon die Auswahl Frau Horneys bestimmt wird) und dann wird alles wieder in schönster Ordnung sein. Sie sagt: der theoretische Überbau, der falsch ist, muß beseitigt werden, die richtigen Beobachtungen, die Freud gemacht hat, sollen immerhin beibehalten, aber einfach in anderer Weise gedeutet werden. — Ehrlich gesprochen, vieles von dem, was sie Theorie nennt und zu entfernen wünscht, ist nichts anderes als Beobachtung; andererseits ist die psychoanalytische Theorie, wie jede wissenschaftliche überhaupt, nichts anderes als die beste und kürzeste Zusammenfassung und Gliederung von Beobachtungstatsachen. Sie kann ebensowenig willkürlich abgezogen werden, wie die Physik alle ihre Theorien aufgeben und noch Physik bleiben könnte.

Was ist es nun, genau ausgedrückt, woran Frau Horney Anstoß nimmt und was beseitigt werden muß, damit die Psychoanalyse zu voller Blüte gelange? Es ist: die Libidotheorie; der Oedipus Komplex; der Begriff des Narzißmus; die Konzeptionen über die Psychologie der Frau; die Triebtheorie; die Theorie von der besonderen Bedeutung der Kindheit; der Begriff der Übertragung; die Begriffe „Ich" und „Es"; die Theorie der Angst; der Begriff „Über-Ich"; die Auffassung von der Bildung und Bedeutung der Schuldgefühle; die Auffassung des Masochismus und die von der Wirkungsweise der psychoanalytischen Therapie.

Jeder Kenner der Psychoanalyse erfaßt, daß die Dinge, die Frau Horney fortwünscht, den Kern der Psychoanalyse bilden. Sollte das alles entfernt werden, so dürfte, was von der Analyse bleibt, dem Lichtenbergschen Messer ohne Klinge, das keinen Griff hat, ähneln. Frau H.s Argumente einzeln zu diskutieren, hieße eine Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse halten. Die einzig mögliche Wiederlegung der Angriffe Horneys bestünde in exaktem Zitieren und Interpretieren Freudscher Aufstellungen, die Horney entweder unvollständig oder unrichtig wiedergibt. (Beispiele hiefür später.) Eine solche Einführung wäre in einer Buchbesprechung sicherlich nicht am Platze.

Frau Horney wird indes nicht zugeben, daß das, was nach Austilgung der vorerwähnten Freudschen Auffassungen übrig bleibt, nicht mehr Psychoanalyse wäre. Sie glaubt, daß das „Wesentliche" an Freud bleiben und schließlich in seinem wahren Licht dargestellt werden wird — durch sie. Nach ihr besteht das Wesentliche in Folgendem:

1. in der Formulierung von der Determiniertheit alles psychischen Geschehens.
2. in der Formulierung, daß es ein Ubw gibt.
3. in der Formulierung, daß die herrschenden Kräfte im Menschen ihrer Natur nach gefühlsmäßige sind und daß diese Gefühle untereinander im Konflikt stehen.
4. in der Theorie, daß Fehlhandlungen der Ausdruck verborgener Tendenzen sind (hier muß gesagt werden, daß sie zu dieser Theorie bemerkt: „...obwohl in vielen Einzelheiten bestreitbar") und daß Träume Wunscherfüllungen sind.
5. in der Arbeitsmethode, die die Beziehung des Patienten zum Analytiker als typisch für seine Beziehungen zu anderen Personen ansieht.

Es scheint, als sollten trotz allem einige Bruchstücke der Psychoanalyse übrig bleiben. Aber bei näherem Zusehen wird sogar dies zweifelhaft. Freuds Anschauung, daß jedes seelische Phänomen determiniert ist, verliert ihre Bedeutung, wenn man hinzufügt, daß Psychoanalyse aufhören soll, genetische Psychologie zu sein; die Freudsche Theorie vom Ubw verliert ihre Bedeutung, wenn wir aus den angeführten Beispielen sehen, daß Horneys Auffassung von der Freuds völlig verschieden ist, nämlich, daß die Abwehrfunktion und die wechselseitige Beziehung vieler Charakterzüge dem Träger des Charakters nicht klar bewußt sind; während Freud z. B. meint, daß Inzest- und Mordwünsche, von denen das Individuum durchaus nichts weiß, nichtsdestoweniger in der Persönlichkeit wirksam sind.

Daß es Konflikte in einer Persönlichkeit gibt, besagt nicht viel, solange man nicht klar macht, was im Konflikt liegt und womit es im Konflikt liegt. Darüber muß Horney völlig anders denken als Freud, da sie nicht an die grundlegende Bedeutung der Triebe glaubt. Mit der Behauptung, daß die Auffassungen Horneys wenig mit Analyse zu tun haben, soll nicht gesagt sein, daß sie alle unrichtig sind. Ihre ganze Einstellung wird durch das Folgende klarer werden: Die Psychoanalyse erforschte zuerst das Ubw, die Grundtriebe, die mehr-weniger gleichartig sind. Erst nachdem sie ein Verständnis dieser tiefsten Schichten der Persönlichkeit gewonnen hatte, konnte sie sich der sogenannten „Oberfläche" zuwenden und die Verschiedenheiten zwischen den Menschen studieren, den sogenannten „Charakter". Damit näherte sie sich mehr dem Arbeitsgebiet anderer Psychologien, das sie bis dahin etwas vernachlässigt hatte. Immerhin kann die Psychoanalyse anders vorgehen als andere Psychologien, nämlich genetisch. Da sie die Triebe erforscht hat, vermag sie die Entstehung von Charakterzügen zu erklären als den Widerstreit zwischen Umgebungseinflüssen und diesen Trieben, teils als den Ausdruck einer Zusammenfassung verschiedenartiger Triebansprüche, teils als Reaktionsbildung auf solche.

Die psychoanalytische Charakterkunde ist ein zwar noch junges, aber viel verheißendes Gebiet. Sie allein kann das Werden des menschlichen Charakters aus der Geschichte des Triebkonfliktes erklären.

Wenn nun Horney betont, die Psychoanalyse habe Charakterprobleme lange Zeit viel zu sehr vernachlässigt, so hat sie damit recht. Viele neurotische Haltungen sind nicht als „Triebdurchbrüche" zu verstehen — losgelöst von der Gesamtpersönlichkeit — sondern nur in ihrer allgemeinen Beziehung zur Charakterstruktur. Häufig sind sie lediglich verschiedene Ausdrucksweisen eines einheitlichen Abwehrsystems, das gegen unlustvolle Empfindungen gerichtet ist, insbesondere gegen die Angst. Das Studium jener einheitlichen Abwehrsysteme ist heute Gegenstand der Untersuchung durch viele Analytiker. Anna Freuds Buch ist ein Beispiel dafür. Ich stehe gewiß nicht an zuzugeben, daß auch Horneys Buch viele gute und wichtige Beiträge zur Beschreibung solcher einheitlicher Abwehrsysteme enthält. Andrerseits irrt sie, wenn sie glaubt, daß

es neben der Angstabwehr — die im Charakter wurzelt — kein anderes Motiv gibt, daß das „Streben nach Sicherheit", i. e. die Vermeidung von Angstsituationen, allein uns neurotische Manifestationen verständlich machen kann, so als wären diese „Veranstaltungen" vorsätzlich vom Ich vorgenommen.

Demgemäß zeigt Horney verhältnismäßig wenig Interesse für die Quelle von Angst und Feindschaft, gegen die sich Menschen in so mannigfaltiger Art zu schützen suchen. Sie erklärt die Entstehung der Angst aus der Auffassung des Kindes von der Außenwelt als einer feindlichen, die ihrerseits wieder aus der objektiven Tatsache stammt, daß das Kind von seiner Umgebung schlecht behandelt wurde.

Sie schreibt z. B. von der „Grundangst", der Grundlage für die Entwicklung von neurotischen Zügen: „Die Hilflosigkeit der Grundangst ist weitgehend verursacht durch verdrängte Feindseligkeit und was als Gefahrenquelle empfunden wird, ist eigentlich die antizipierte Feindseligkeit der anderen." (S. 203.)

Zusammenfassend besagt ihre Neurosentheorie Folgendes:

„Das Zusammenwirken vieler gegensätzlicher Umgebungseinflüsse führt zu Störungen im Verhältnis des Kindes zu sich selbst und anderen. Die unmittelbare Folge hievon ist das, was ich Grundangst genannt habe und was eine Kollektivbezeichnung ist für ein Gefühl von innerer Schwäche und Hilflosigkeit gegenüber einer Welt, die als potentiell feindlich und gefährlich empfunden wird. Die Grundangst macht es notwendig, nach Wegen zu suchen, auf denen man sich im Leben mit Sicherheit zurechtfinden kann. Die Wege, die gewählt werden, sind solche, die unter den gegebenen Bedingungen gangbar sind. Sie, die ich Richtungen nenne, bekommen Zwangscharakter, weil das Individuum fühlt, daß es sich im Leben nur dann behaupten und potentielle Gefahren vermeiden kann, wenn es sich strenge an sie hält. Diese Richtungen beherrschen das Individuum umso stärker, als sie die einzigen Möglichkeiten darstellen, ihm Befriedigung und Sicherheit zu verschaffen. Andere Befriedigungsmöglichkeiten sind ihm versagt, weil sie zu sehr mit Angst erfüllt sind.

Überdies geben sie ihm eine Abfuhrmöglichkeit für den Groll, den es der Welt gegenüber hegt. — Haben so die neurotischen Züge einen sicheren Wert für das Individuum, so haben sie unweigerlich auch weittragende ungünstige Folgen für seine spätere Entwicklung." (S. 276—277.)

Für den, der mit Freuds Untersuchungen über die Angst vertraut ist, ist es schwer, sich mit so oberflächlichen Verallgemeinerungen auseinanderzusetzen.

Eine grundlegende Entdeckung Freuds wird hier völlig mißverstanden, die nämlich, daß es in der Menschenseele „ichfremde" Kräfte gibt, die sich nicht zielgerichtet entwickeln — wenn auch unbewußt —, nicht zum Zwecke etwas zu vermeiden, sondern die unbegreifbar und fremdartig wie Elementarkatastrophen über die Persönlichkeit hereinbrechen. Das sind wirklich Naturkräfte, die so die Aufmerksamkeit auf sich lenken; es sind Triebe, die aus einem Zustand der Verdrängung zurückkehren.

Es ist bemerkenswert, daß Horney in diesem Zusammenhang die Dinge so darstellt, als hätte Freud die Abwehrkräfte des Individuums, jene nämlich, die Sicherheit suchen, nicht einmal erkannt. An mehreren Stellen wird Freuds Stellungnahme zu diesem Punkt absolut falsch wiedergegeben. So behauptet Horney z. B. wiederholt, Freud halte die neurotischen Manifestationen des Erwachsenen für „nichts mehr" als für eine Wiederholung von Kindheitserfahrungen. Sie schreibt: „um kurz zu wiederholen, diese Art zu denken schließt es in sich, daß die gegenwärtigen Erscheinungen nicht nur bedingt sind durch die Vergangenheit, sondern daß sie auch nichts anderes enthalten als die Vergangenheit — mit anderen Worten, daß sie eine Wiederholung

der Vergangenheit sind." (S. 133.) Freud hat nie in einer so simplen Weise formuliert. Jeder Kenner psychoanalytischer Literatur muß erstaunt sein, wenn er Behauptungen folgender Art liest: „Dieser (der Freudsche) Denktypus offenbart sich in dem Glauben, daß gewisse, einander widersprechende Züge, einmal etabliert, bleiben wie sie sind, im Gegensatz zu der Vorstellung, daß eine konstante Wechselwirkung zwischen ihnen bestehen kann, z. B. in der Art eines circulus vitiosus." (S. 41.) Liest man psychoanalytische Krankengeschichten, besonders jene von Freud, begegnet man immer wieder Beschreibungen von solchen Wechselwirkungen und circuli vitiosi. Sogar in der Einleitung lesen wir: „Ich erinnere mich, daß ich erfahrenere Kollegen mit solchen Fragen quälte, was Freud oder sie unter „Ich" verstünden, warum sadistische Impulse mit „analer Libido" verknüpft seien und warum so viele verschiedenartige Züge als Ausdruck latenter Homosexualität aufgefaßt würden — freilich ohne befriedigende Antwort zu erhalten." (S. 7.) Als Lehrer an psychoanalytischen Instituten pflegte ich, besonders in Seminaren, diese Fragen zur Diskussion zu stellen; und ich würde niemanden für analytisch ausgebildet ansehen, der sie nicht befriedigend zu beantworten wüßte. Man ist noch verblüffter, wenn man bei Horney das alte Argument liest, die Freudschen Erfahrungen über den Oedipuskomplex mögen für Neurotiker zutreffen, aber nicht für Gesunde. Sie schreibt: „Unser Wissen ist auf neurotische Kinder und Erwachsene beschränkt. Aber ich bin geneigt zu glauben, daß kein triftiger Grund besteht, warum ein Kind, das mit seinen sexuellen Trieben geboren ist, nicht sexuelle Neigungen zu seinen Eltern oder Geschwistern haben sollte. Es ist indes fraglich, ob diese spontane sexuelle Anziehung, ohne daß andere Faktoren hinzutreten, jemals eine solche Intensität erreicht, um Freuds Beschreibung eines Oedipuskomplex zu entsprechen." (S. 85.) Als wären niemals Träume normaler Personen analysiert worden! Der Einwand, Freud berücksichtige nicht, ob Faktoren in der aktuellen Persönlichkeit des Patienten vorhanden sind, die sie zu eben der Reaktionsweise nötigen, die sie produziert (S. 143), ist überraschend; wir haben immer geglaubt, Psychoanalyse sei gerade die Wissenschaft, die uns erklärt, welche Faktoren in des Patienten aktueller Persönlichkeit sie zu der ihr gemäßen Reaktionsweise nötigen.

An anderen Stellen scheint Horney Freud einfach mißverstanden zu haben. Niemand, der Freuds sogenannte „Ichpsychologie" versteht, wird Horneys Beschreibung zustimmen: „Das wesentliche Charakteristikum des „Ich" ist Schwäche." (S. 184.)

Ebenso scheint Horney die Konzeption des Über-Ichs nicht richtig verstanden zu haben, wenn sie folgenden Satz als Einwand vorbringt: „Wiewohl Freud im allgemeinen das „Über-Ich" als einen besonderen Teil des „Ich" auffaßt, betont er in manchen Arbeiten den Konflikt zwischen beiden." (S. 184.)

Gerade das macht ja das Wesen des Über-Ichs aus, daß es zugleich ein besonderer Anteil des Ichs ist und mit ihm unter gewissen Umständen in Konflikt gerät. Daß Horney dies nicht verstanden haben sollte, ist umso erstaunlicher, als sie Freud vorwirft, er habe kein Gefühl für „dialektisches" Denken. Sie schreibt: „Solange man das ‚Ich' seiner ganzen Natur nach lediglich als Diener und Zuschauer des ‚Es' auffaßt, kann es an sich nicht ein Objekt der Therapie sein." (S. 190.)

Daß das Ich Objekt der Therapie sein kann und in welcher Art, das kann man an Hand der ganzen psychoanalytischen Literatur über Therapie feststellen.

An anderen Stellen wieder vereinfacht Horney ihre Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse, indem sie nicht Freud angreift, sondern Äußerungen von Anhängern der Psychoanalyse, die sie, Horney, für charakteristisch hält. Ein Kandidat sagte einmal, er strebe nicht darnach, seine Patienten zu ändern, sondern lediglich ihre Kindheits-

geschichte zu untersuchen. Eine solche Erklärung ist absolut uncharakteristisch für die Psychoanalyse und wer immer sie abgibt, mißbraucht das Vertrauen seiner Patienten, die nicht zu ihm kommen zum Zwecke historischer Forschung, sondern um geheilt zu werden. Demgemäß verstehe ich eine Stelle wie die folgende nicht: „Diese Frage enthält einen scheinbaren Widerspruch. Jeder Analytiker ist stolz, wenn er von anderen hört, einer seiner Patienten habe sich außerordentlich verändert; dennoch würde er zögern es zuzugeben oder dem Patienten gegenüber den entschiedenen Wunsch zu äußern, dessen Persönlichkeit zu ändern." (S. 292.) Wenn ein Neurotiker zu mir kommt, um geheilt zu werden, würde ich keinen Augenblick zögern zu gestehen, daß es mein Ziel ist, eine Veränderung seiner Persönlichkeit zu bewirken. Die Frage ist nur, wie diese Änderung erreicht werden soll und was ihren Zweck bestimmt.

Hier ist ein spezieller Punkt zu erwähnen, der das Buch Horneys zu einer Gefahr machen könnte. Unter anderem übt sie eine Kritik an Freud, mit der sie, um aufrichtig zu sein, nicht unrecht hat: Wir wissen, daß die Struktur des Menschen durch konstitutionelle und Umgebungseinflüsse bedingt ist. Wie weit diese „Umgebung" kulturmäßig bestimmt ist, hat wirklich zu wenig Beachtung gefunden. Es kann dies damit entschuldigt werden, daß die Psychoanalyse zunächst an Gliedern der gleichen Kulturgruppe forschte und daher gewisse Faktoren als konstant annehmen konnte. Es kann nicht länger entschuldigt werden, wenn die Forschungsprobleme über die Psychologie des Individuums hinausgehen. Sicherlich ist es der Aufmerksamkeit Freuds oder anderer Analytiker nicht entgangen, daß Triebkonflikte und Neurosen unter verschiedenen sozialen Bedingungen verschiedenes Aussehen haben. Freud schrieb einmal einen Aufsatz, „Eine Teufelsneurose im 16. Jahrhundert", in dem er diesen Punkt klar aufzeigte; aber in der psychoanalytischen Literatur vermißt man ohne Frage entsprechende Rücksichtnahme auf den sozialen Faktor.

Die Gefahr, die Horneys Buch birgt, liegt darin, daß, wer immer diese Schwäche der Psychoanalyse bemerkt hat, annehmen könnte, Horney, die diesen Mangel tadelt und sich selbst „kulturbewußt" nennt (S. 179), habe auch mit anderem „Recht"; er könnte Horney als Vertreterin einer neuen und ermutigenden, „soziologischen Psychoanalyse" sehen. Das wäre grundfalsch. Mir erschiene ein solcher Irrtum aus einem bestimmten Grunde besonders verhängnisvoll: ich bin durchdrungen von der fundamentalen Bedeutung, die der Analyse zukommt, wenn sie verbunden ist mit einer umfassenden soziologischen Untersuchung der Vorgänge in der menschlichen Gesellschaft. Aber ich spreche von der richtigen Psychoanalyse, d. h. von jener, die Horney verwirft. Ich stimme mit ihr darin überein, daß man weder den Urspung der Webkunst mit der Terminologie eines im Biologischen wurzelnden Penisneides befriedigend erklären kann, noch die kulturelle Bedeutung des Feuers mit der Terminologie eines verdrängten Triebes, jedes sichtbare Feuer mit dem Harnstrahl zu löschen (zwei Annahmen von Freud); wie Horney halte ich es für unsinnig, die staatliche Ordnung mit der Terminologie des Massenmasochismus zu erklären und Krieg als den Ausdruck eines Zerstörungstriebes auf biologischer Grundlage. Abgesehen davon aber glaube ich, daß die Soziologie eine wissenschaftliche Naturpsychologie als Ergänzung braucht. Seelische Erscheinungen gibt es nur im organischen Leben; psychologische Gesetze sind nur ein Spezialfall von biologischen.

Dies war von allem Anbeginn Freuds Vorstellung: Der Mensch kommt in die Welt mit biologischen Bedürfnissen; in dieser Welt erfährt er Befriedigungen und Versagungen, die diese Bedürfnisse beeinflussen und verändern. Teils ändert sich ihre Art wirklich; teils werden sie verdrängt; in der Verdrängung werden sie durch mannigfaltige

Mittel erhalten (die ihrerseits durch Triebenergien beigestellt werden); teils handelt es sich um eine wechselseitige Verschiebung von Libido. Freud macht es insbesondere klar, daß Triebverdrängungen, die vom Standpunkt der Gemeinschaft wünschenswert sind, in einer „dialektischen" Art gerade durch Triebkräfte erreicht werden. Horney schreibt: „Meine Überzeugung in wenige Worte gefaßt, ist, daß die Psychoanalyse hinauswachsen sollte über die Grenzen, die ihr dadurch gesetzt sind, daß sie Trieb- und genetische Psychologie ist." (S. 8.)

Ich möchte folgendermaßen formulieren: Meine Überzeugung, in wenige Worte gefaßt, ist, daß der Wert der Psychoanalyse als einer wissenschaftlichen Naturpsychologie darin liegt, daß sie Trieb- und genetische Psychologie ist.

O. Fenichel (Los Angeles)

HUSCHKA, MABEL: **The Incidence and Character of Masturbation Threats in a Group of Problem Children.** PsA. Quarterly, VII/3.

Die Autorin bemühte sich, durch Befragung der Eltern oder Angehörigen von 320 schwierigen Kindern in New York Näheres über die ihnen erteilten Onanie-Drohungen zu erfahren. Obwohl Ref. die Bedeutung solcher Methoden zur Erforschung dieses Problems nicht sehr hoch anschlagen möchte — schon deshalb, weil ja die Eltern, bewußt oder unbewußt, nicht immer die Wahrheit sagen dürften — muß er doch zugeben, daß selbst dieses durch so unzulängliche Methodik gewonnene Material erschreckend ist: In 40 % der Fälle hatten die Eltern besondere onaniebekämpfende Maßnahmen vorgenommen; in 20,3 % dieser Fälle wieder wurden die Kinder der Onanie wegen faktisch bestraft, in 84,4 % schwer bedroht, und zwar in 36 % mit körperlicher Beschädigung der Genitalien.

O. Fenichel (Los Angeles)

LEVEY, HARRY B.: **Poetry Production as a Supplemental Emergency Defense Against Anxiety.** Psa. Quarterly, VII/2.

Ähnlich wie unlängst Pailthorpe[1] hatte auch Levey Gelegenheit, die libidoökonomische Funktion der Produktion von Gedichten in einer Analyse zu untersuchen.

Es handelte sich um eine Patientin, die sich aus einem schweren Schuldgefühl, das aus einer haßerfüllten sexuellen Konkurrenz-Einstellung einer Schwester gegenüber stammte, in den Schutz einer liebenden Mutter flüchten wollte; so suchte sie der Vergeltungsangst zu entgehen, sie könnte körperlich so beschädigt werden, wie sie es der Konkurrentin gewünscht hatte. Genaue Beobachtung des Verhaltens der Patientin zeigte, daß sich eine Art zyklischer Ablauf zu wiederholen pflegte, — vom Gefühl, geschützt zu sein, über gewisse Störungen dieses Schutzes durch Angst und Schuldgefühle zum Überwiegen von Angst und Schuldgefühlen und der Sehnsucht nach neuem Schutz. Das Dichten setzte jeweils am Ende eines solchen Zyklus ein, d. h. dann, wenn die Patientin sich am ungeschütztesten fühlte und am meisten nach Schutz verlangte. Der unbewußte Sinn der Gedichte war vor allem die Leugnung oder Wiedergutmachung ihrer schuldbeladenen Aggressions-Neigungen. (Ref. möchte an die Arbeiten von Sharpe erinnern, die in der künstlerischen Produktion überhaupt im Wesentlichen die Betätigung einer solchen Wiedergutmachungs-Tendenz zu erkennen glaubte.[2])

1) Grace W. Pailthorpe: The Analysis of A Poem. Int. Journal of Psa. XIX, 2.
2) Ella Sharpe: Über Sublimierung und Wahnbildung. Int. Ztschr. f. Psa., 1931.

Interessant ist, daß z. B. die Schaffung eines Gedichtes ökonomisch direkt dazu diente, einen vergessenen Traum, in dem die Traumarbeit mißlungen und die Aggression schließlich offen durchgebrochen war, in der Verdrängung zu erhalten.

Ref. hat den Eindruck, daß das interessante Material noch überzeugender gewirkt hätte, wenn die Traumdeutungen, die den Leser nicht immer völlig überzeugen, ausführlicher belegt worden wären. Auch hat er den zusammenfassenden Satz nicht verstanden: „Die Dichtung wurde produziert, um Aggressions-Impulse ungeschehen zu machen und nicht als Sublimierung, durch die das Ich sich selbst vor Forderungen der Libido oder des Über-Ichs geschützt hätte." Schützt sich ein Ich durch Ungeschehenmachen seiner Aggressions-Impulse nicht vor den Forderungen seines Über-Ichs?

O. Fenichel (Los Angeles)

SAUL, LEON J.: **Telepathic Sensitiveness as a Neurotic Symptom.** PsA. Quarterly, VII/3.

Eine Patientin, die sich für telepathisch begabt hielt, litt unter ihren vermeintlichen telepathischen Erlebnissen und suchte den Analytiker auf, damit dieser ihr dagegen helfe.

Der frühe Tod der Mutter hatte dem Charakter der Patientin eine oralfordernde Note gegeben; besonders hatte sie eine oral-ambivalente Fixierung an den Vater entwickelt. Von ihm zurückgewiesen, entwickelte sie eine allgemeine Feindseligkeit gegen Männer. Ihre bevorzugten Abwehr-Mechanismen waren Projektion und Identifizierung. Dabei pflegte sie aber nicht „ins Blaue hinein" zu projizieren, sondern sie entwickelte vielmehr eine besondere Hyper-Sensitivität, mit der sie bei anderen Menschen das herausfühlen konnte, was sie an sich selbst nicht sehen wollte. Diese Überempfindlichkeit störte schließlich alle ihre sozialen Beziehungen. Während die Patientin die Resultate solcher projektiven „Einfühlung" für „telepathisch" hielt, meint Verf. mit Recht, daß die psychische Situation der Patientin nur ihre Sinneswahrnehmungen in einer besonderen Hinsicht verschärft hatte, daß aber keinerlei Grund vorliegt, eine Wahrnehmung ohne Vermittlung der Sinnesorgane anzunehmen. Die angeblich „telepathischen" Erlebnisse sahen ungefähr so aus: Die Patientin lernte in einer Gesellschaft einen jungen Mann kennen und wußte sofort, daß er hinter seiner äußeren Heiterkeit eine Depression wegen einer großen Liebesenttäuschung verbarg; dies war richtig; das ganze spielte zu einer Zeit, wo die Patientin sich selbst nicht eingestehen wollte, welch tiefen Eindruck ihr eine Liebesenttäuschung, die sie selbst kurz zuvor hatte erleben müssen, gemacht hatte. — Oder die Patientin träumte, daß Bekannte in einer Weise sich benahmen, wie sie selbst sich unbewußt benehmen wollte, und interpretierte dies als telepathische Wahrnehmung des Willens der betreffenden Personen.

O. Fenichel (Los Angeles)

SAUL, LEON J.: **Incidental Observation on Pruritus Ani.** PsA. Quarterly, VII/3.

Das quälende Symptom des Pruritus ani trat bei einem Patienten immer dann auf, wenn in der Analyse passiv-homosexuelle Wünsche mobilisiert wurden. — Auch in dem Falle einer Patientin ließ sich ein Zusammenhang zwischen diesem Symptom und anal-rezeptiven Triebwünschen nachweisen.

O. Fenichel (Los Angeles)

SAUL, LEON J.: **Psychogenic Factors in the Ideology of the Common Cold and Related Symptoms.** Int. Journal of PsA., XIX/4.

Die ersten Arbeiten zum Problemkreis „Psychogenese von organischen Krankheiten" wollten diese in derselben Art wie hysterische Konversionssymptome auffassen — eine wohl unerlaubte Vereinfachung der Probleme. Denn schon 1910 in seiner Arbeit „Die

psychogene Sehstörung in psychoanalytischer Auffassung" unterschied Freud „hysterische" Symptome, die durch Konversion bestimmter Vorstellungen in körperliche Abläufe entstehen, von „neurotischen", in denen eine psychogen bedingte Funktionsänderung des Organs schließlich eine (psychisch nicht sinnvolle) organische Veränderung setzt.[1] Alexander hat bekanntlich nachgewiesen, daß viele der als „organ-neurotisch" bezeichneten Symptome nach der zweiten Art zu erklären sind, also selbst nicht den Ausdruck einer psychischen Tendenz darstellen, sondern organische Folgen eines organischen Zustandes sind, der seinerseits durch die unbewußte Triebeinstellung des betreffenden Subjekts entstanden ist.

Sauls Verdienst ist es, diese Auffassung nun auf die einfache „Erkältung" angewendet zu haben, und zwar nicht nur theoretisch, sondern mit reicher klinischer Illustrierung. Er betont, daß psychische Umstände bei Erkältungen nur eine Ursachenreihe neben anderen Reihen darstellen, allerdings eine in gewissen Fällen ausschlaggebende. Es zeigte sich nämlich regelmäßig, daß bei Patienten während der Analyse Erkältungen in Zuständen erhöhter Triebspannung auftraten, und zwar in Zuständen eines erhöhten oral- (oder genital-) rezeptiven Verlangens, und sadistischer Reaktionen, wenn diese Sehnsüchte nicht erfüllt wurden. Auf Deutung der Rezeptivität und Aggressivität hin verschwanden die Symptome der Erkältung. Diese Zusammenhänge werden in drei Fällen ausführlich, in sechs weiteren etwas flüchtiger nachgewiesen.

Saul diskutiert sodann die Zusammenhänge zwischen der zugrundeliegenden Triebspannung und den resultierenden muskulären und sekretorischen Symptomen. Die muskulären Symptome sind wirklichen muskulären Aktivitäten zuzuordnen, wie Schluckbewegungen, Beißbewegungen, Zähneknirschen, Mundatmen usw., die durch die orale Triebeinstellung ausgelöst wurden und selbst wieder physiologisch weiterwirken; manchmal liegen auch besondere Hemmungen zugrunde, z. B. wenn Heiserkeit an Stelle einer unterdrückten Verbal-Aggression auftritt. Die sekretorischen Symptome können verschiedentlich determiniert sein: Introjektionstendenzen mögen die Schleimdrüsen zu erhöhter Tätigkeit anregen, aber auch unbewußte Tendenzen zur Ausstoßung vermögen denselben Effekt hervorzubringen. Eine besondere Rolle spielt auch das Verschlucken von Sekreten und insbesondere von Tränen. Unterdrücktes Weinen kann für die Ätiologie von Erkältungen unter Umständen ganz besonders wichtig sein. Der Symptom-Bereich des genitalen und intestinalen Traktes kann dem des Respirationsapparates analog sein. Besonders der fluor albus erweist sich manchmal als Folge von Konflikten zwischen Tendenzen zur rezeptiven Aufnahme und zum aggressiven Ausstoßen. — Die Erkältungen waren in den untersuchten Fällen weniger vom infektiösen als vom allergischen Typus.

O. Fenichel (Los Angeles)

SCHMIDEBERG, MELITTA: **After the Analysis.** PsA. Quarterly, VII/1.

Verf. greift die vor längerer Zeit von Nunberg ausgeführte Tatsache auf, daß viele Patienten sich unter „Heilung durch Analyse" etwas Irrationales vorstellen und daß ein so determinierter Genesungswunsch zwar die Analyse eine gewisse Zeit lang

1) „Wenn ein Organ... seine erogene Rolle steigert, so ist ganz allgemein zu erwarten, daß dies nicht ohne Veränderungen der Erregbarkeit und der Innervation abgehen wird, die sich bei der Funktion des Organes im Dienste des Ichs als Störungen kundgeben werden... Die neurotischen Störungen verhalten sich zu den psychogenen wie ganz allgemein die Aktualneurosen zu den Psychoneurosen." Freud, Ges. Schr., Bd. V, S. 308.

fördern kann, schließlich aber zum Widerstand werden und durch die Analyse unschädlich gemacht werden muß. Besonders häufig seien Illusionen über die Glückseligkeit des „Voll-Analysiertseins" und überhaupt magische Heilerwartungen. Sie sind Fortsetzungen der Phantasien, die man sich als Kind über die Glückseligkeit des Erwachsenseins gemacht hatte. Solche Patienten sind immer unglückliche Menschen, die, weil sie sich aktuell unglücklich fühlen, alles Glück von der Zukunft erhoffen. Daher gehören auch die „Alles-oder-Nichts-Patienten", die keine Besserung, sondern nur „volle Heilung" wollen. „Kranksein" und „Gesundsein" hat für sie unbewußt verschiedene bestimmte Bedeutungen. — Es gibt auch Patienten, die aus Widerstand für die Analyse enthusiasmiert und aus der Analyse eine Religion zu machen bestrebt sind. Entsprechend versuchen sie auch, die Analyse durch buchstäbliche Einhaltung analytischer Zeremonielle zu ersetzen. Sie müssen sich immer als krank und unglücklich darstellen, um ihr wirkliches Unglücklichsein durch Übertreibung abzuwehren. — Oft sind Konflikte der Sphinkterenbeherrschung auf die Behandlung des analytischen Materials verschoben. Werden derartige Phantasien analysiert, so werden die Vorstellungen der Patienten vom „Gesundsein" realistischer, und sie können ihre Symptome wahrheitsgemäßer zugeben und beobachten.

Auch manche Analytiker haben unbewußt ähnliche Auffassungen von der Analyse wie die besprochenen Patienten. Manche Gegenübertragungsschwierigkeiten entspringen unbewußten magischen Erwartungen der Analytiker. Solche magische Erwartungen führen auch dazu, daß Analysen zu lange fortgesetzt und Patienten, die sich genügend gebessert fühlen, eventuell unter Drohungen dazu bewogen werden, noch weiter zu kommen. Verf. warnt eindringlich vor den Gefahren zu langer Analysen. (Vielleicht kommen dabei die Gefahren der zu kurzen Analysen zu kurz. Ref.) Ref. meint allerdings daß uns heute schon bessere und objektivere Kriterien dafür, ob eine Analyse beendet werden soll, zur Verfügung stehen als die hier angeführten. Es ist wohl auch nicht ganz richtig, daß wir am Es so wenig ändern können wie an der See, aus der wir mit einem Löffel Wasser entnehmen wollten: Die Herstellung des Genitalprimats vermag an der Triebstruktur schon recht bedeutungsvolle Änderungen herbeizuführen!

O. Fenichel (Los Angeles)

ZILBOORG, GREGORY: **The Sense of Immortality.** Psa. Quarterly, VII/2.

Die Suizid-Forschungen des Verf. haben ihm Einsicht gebracht in die Bedeutung des Strebens, einen unerträglichen Spannungszustand durch selige Entspannung zu beenden, der unbewußten Identifizierung mit Toten und überhaupt der Phantasien, die unbewußt mit der Vorstellung „Tod" verbunden sind. Nunmehr fragt er nach der psychischen Bedeutung der Vorstellung vom eigenen Tode, bezw. von der eigenen Unsterblichkeit überhaupt. Hinter vorgeschütztem „Rationalismus" findet ein solcher Glaube an die eigene Unsterblichkeit in sehr verschiedenen menschlichen Haltungen Ausdruck: in religiösen, in spiritistischen, in Beerdigungs-Zeremonien, aber auch in Utopien und Zukunftsidealen überhaupt. Die Phantasie von der Unsterblichkeit hat den Charakter einer Reaktionsbildung; sie ist eine Leugnung des Todes, strukturell also nicht dem triebhaften Es zuzuordnen, das vom eigenen Tode nichts weiß. Man könnte meinen, daß jede Bedrohung, die das Ich trifft, eine Steigerung der Bedürfnis-Spannung und daher Angst erzeuge; merkwürdig genug erscheint aber trotzdem häufig keine Todesangst in Situationen, wo man eine solche erwarten sollte. Es ist wohl erst ein dazu kommendes Schuldgefühl, das zwingt, sich mit Toten oder Sterbenden zu identifizieren, und dadurch die Todesangst schafft. Erst das Über-Ich erzeuge die

Todesangst — und eine Art „Sinn für Unsterblichkeit" bekämpfe dann als eine Art Reaktionsbildung diese Todesangst.

Wenn die Phantasie von der Unsterblichkeit die Form des Wunsches annimmt, die eigenen Kinder oder andere Projektionen utopischer Ich-Ideale mögen einmal in ferner Zukunft nach unseren Wünschen leben, ist es leicht zu erkennen, daß es die (anal-)sadistischen Triebe, die das Ich-Ideal aufrechterhalten, sind, die den Glauben an die Unsterblichkeit tragen; diese Triebe sind allerdings meist masochistisch, nämlich asketisch maskiert. Diesem Einfluß des Über-Ichs entspricht es auch, daß das „ewige Leben" immer unsexuell und ohne Aggressionen gedacht ist und eher einen „masochistischen" Anstrich hat.

Es entsteht die Einsicht, daß nur ein tiefes Schuldgefühl wegen des unbewußten Triebes zu töten verantwortlich ist für die in so vielerlei Gestalt auftretenden, masochistisch anmutenden „Manifestationen der Unsterblichkeit". Nach Freud entstand der Unsterblichkeits-Glaube unter dem Einfluß des Schuldgefühls nach der Ermordung des Objektes, zu dem man ambivalent eingestellt war. Der Haß tötet, die Liebe (und die Vergeltungs-Angst) erfindet die den Tod wieder leugnende Unsterblichkeit. Dies ist ein Trost des Über-Ichs, der — wie ethnologisches Material zeigt — nur gewährt wird, wenn durch Reue-Zeremonien und dergl. ein entsprechender Preis gezahlt wird. Bei vielen Völkern ermöglicht der Glaube an die Unsterblichkeit den realen Vollzug des Elternmordes. — Nach Verdrängung des Wunsches zum Elternmord bleibt doch der unbewußte Wunsch danach, bezw. das Schuldgefühl deswegen, so lebendig, daß er unsere ganze Reaktion auf das Phänomen „Tod" beherrscht. Erst das Schuldgefühl erzeugt die Todesangst, erst die Todesangst erzeugt die Reaktion der Unsterblichkeits-Phantasie, erst die Unsterblichkeits-Phantasie erzeugt dann u. U. den „Heroismus", der den eigenen Tod aufsucht, immer unter der Phantasie, geliebte Tote wiederzusehen und mit ihnen sich in Liebe vereinigen zu können, — allerdings in einer unsexuellen Liebe, da der Über-Ich-Ursprung der Unsterblichkeits-Phantasie jede Sexualität im Reiche der Unsterblichkeit verbietet.

Insofern die Ideale und Utopien allesamt Unsterblichkeits-Ideale sind, finden wir auch, daß Theorien, die durch „Änderung der kulturellen Bedingungen" die Neurosen zu heilen hoffen, die infantile Sexualität und ihre Bedeutung leugnen. Es ist leichter für uns, „uns mit der Gesellschaft (dem Über-Ich) zu identifizieren, einer unsterblichen Einheit, die unsere infantilen Konflikte glatt zu lösen verspricht, uns von unserem Schuldgefühl erlöst und uns eine Eintrittskarte ins Millenium verspricht", als sich ohne den Glauben an Unsterblichkeit mit infantiler Sexualität und Mordlust auseinanderzusetzen.

Darüber, daß „Todesangst" oft Angst vor bestimmten Erregungserlebnissen, die subjektiv als Ichverlust empfunden werden („Orgasmusangst") ist, ist nicht die Rede.

O. Fenichel (Los Angeles)

KORRESPONDENZBLATT

DER

INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

Redigiert vom Zentralsekretär Edward Glover

Mitteilungen der Internationalen Unterrichts-kommission

Redigiert von Edward Bibring, Sekretär der I.U.K.

I. Bericht über die Plenarversammlung der I.U.K. auf dem XV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Paris.

Am 30. Juli nachmittags fand die Plenarversammlung der I.U.K. statt. M. Eitingon, der den Vorsitz führte, widmete die ersten Worte seiner Ansprache zunächst dem schweren Verlust, den die Zerstörung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung und des Wiener Lehrinstitutes vor allem für die I.U.K. unmittelbar bedeutete.

Nach der Auflösung der Berliner Institutionen sei der tröstliche Gedanke geblieben, daß das Institut der Wiener Vereinigung nicht nur noch existierte, sondern daß es sich nachher, als hätte es einen neuen Impuls empfangen, vergrößerte und straffer organisierte. Dieser Trost sei nun durch die Katastrophe des Anschlusses zerstört worden.

Dr. Eitingon hob als weitere Enttäuschung die Abwesenheit der Vertreter der amerikanischen Unterrichtsausschüsse in dieser Plenarversammlung der I.U.K. hervor. Das gehe auf einen offiziellen Beschluß der American Psychoanalytic Association zurück, ihre Vertreter sowohl aus dem Vorstande der I.U.K. als auch aus der Exekutive der I.P.V. zurückzuziehen.

Im Anschluß an die Rede Dr. Eitingons wurde nach einigen informativen Anfragen beschlossen, die Regelung des Verhältnisses zwischen der American Psychoanalytic Association und der I.U.K. dem Vorstand der I.P.V., bezw. der Geschäftssitzung des Kongresses zu überlassen.

Dann erstatteten die Vertreter der einzelnen Institute ihre Berichte, und zwar Budapest, Holland, London, Oslo, Palästina, Paris, Rom, Schweiz, Stockholm, Wien.

Nach Abschluß der Berichte wurden Fragen über die infolge der politischen Ereignisse aufgelösten Institute in Österreich und Deutschland gestellt, die Dr. Eitingon beantwortete.

Hierauf gab W. Hoffer einen längeren Bericht über den Ausbildungsgang für Pädagogen am Lehrinstitut der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung.

„Der Lehrgang für Pädagogen wurde im Jahre 1933 eingerichtet; hier sollten berufstätige Pädagogen, analysierte und nichtanalysierte, eine theoretische Schulung er-

halten und in kleinen Arbeitsgruppen Gelegenheit haben, die Anwendung der Psychoanalyse in der Erziehungspraxis zu besprechen." Später sollten die besonders Qualifizierten, soweit sie noch nicht analysiert waren, der eigenen Analyse zugeführt und dann mit den schon Analysierten zu einer ständigen Arbeitsgemeinschaft vereinigt werden; diese sollte dann der Fortbildung der analytischen Erzieher überhaupt dienen. Es gelang, diesen Plan bald zu verwirklichen. Die Frequenzziffern der beiden bis März 1938 veranstalteten Jahrgänge und die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaften bewiesen, daß damit einem intensiven Bedürfnis der Erzieher entgegengekommen wurde. Beide Lehrgänge waren von etwa 180 Pädagogen besucht; bei der Auflösung des Instituts wurden mehr als 40 analysierte berufstätige Pädagogen gezählt; ein Drittel aller Teilnehmer waren Ausländer.

E. Bibring gab einen kurzen Überblick über teilweise von Vertretern der offiziellen Psychiatrie ausgehende Bestrebungen, hauptsächlich in der Schweiz und in Deutschland, die verschiedenen psychotherapeutischen Schulen zu vereinigen oder eine gemeinsame Basis herauszuarbeiten, sowie über verwandte Strömungen innerhalb der Psychoanalyse in den Vereinigten Staaten. Nach einer Untersuchung der Charaktere und Möglichkeiten dieser Tendenzen hob Dr. Bibring zum Schluß den Zusammenhang zwischen Theorie und Technik hervor, insbesondere daß Verschiedenheiten in der Technik sehr leicht zu Verschiedenheiten oder direkten Gegensätzen in der Theorie führen.

Anna Freud sprach zum Schluß über die Schwierigkeiten und Vorteile der sogenannten Nachanalysen bei ausübenden Analytikern. Einer der Vorteile liege darin, daß der Analytiker seinen Analysanden in seinem Verhalten und in seiner Wirkung auf andere aus eigenem Eindruck kenne und nicht bloß auf die natürlicherweise sehr einseitigen Berichte des Analysanden über sich selbst angewiesen sei. Die Schwierigkeiten lägen nicht nur darin, daß vieles in der Beziehung zwischen dem Nachanalysierten und dem ihn behandelnden Analytiker realen Charakter trage, sondern daß das Wissen des Analytiker-Analysanden um die Analyse die Ichwiderstände nicht abschwäche, sondern oft undurchsichtiger mache oder verstärke.

II. Berichte über die Ausbildungstätigkeit

Im vergangenen Jahr ist im Zusammenhang mit den politischen Entwicklungen der Verlust dreier Institute zu verzeichnen: Der Reihe nach wurden die Institute in Wien, Berlin und in Rom aufgelöst. In der Folge löste sich auch die an Wien angeschlossene Prager Arbeitsgemeinschaft auf. Dagegen hat die Indian Psycho-Analytical Society einen erfreulichen Fortschritt zu verzeichnen: Sie hat, dank einer Spende, ein Spital, eine Klinik und ein Institut, das früher nur in einer losen Organisation bestand, gegründet und ist jetzt imstande, die Ausbildung systematisch durchzuführen. In den Vereinigten Staaten ist die Arbeitsgruppe in Topeka, Kansas, die bisher an die Chicagoer Vereinigung angeschlossen war, eine selbständige Vereinigung mit einem selbständigen Institut geworden. Die Arbeitsgruppe in Los Angeles, die bisher ebenfalls an die Chicagoer Gruppe angeschlossen war, ist nun an die Vereinigung Topeka angeschlossen. In Europa hat der Zusammenschluß der beiden Niederländischen Gruppen zu einer einzigen auch die Lehrtätigkeit geregelt und gehoben. Es ist zu erwarten, daß die Organisierung der Ausbildung bis zur Bildung eines konsequent aufgebauten Instituts fortschreiten wird. Die Dänisch-Norwegische Gruppe hat ihre frühere Einheitlichkeit zurückgewonnen, wiewohl einschränkende Vorschriften der Regierung wohl auch für die Lehrtätigkeit nicht sehr günstig sein mögen.

A. Mitteilungen der Lehrinstitute für das Jahr 1937-1938

Berichte der von der American Psychoanalytic Association anerkannten Lehrinstitute

Boston Psychoanalytic Institute

Kurse und Seminare. Dr. Helene Deutsch: Technisches Seminar — Dr. Robert Wälder: Theoretische Grundlagen der Psychoanalyse — Dr. Hanns Sachs: Libidotheorie — Dr. Isador H. Coriat: Anwendung der Psychoanalyse — Dr. Gregory Zilboorg: Geschichtlicher Uberblick über die medizinische Psychiatrie — Dr. Ives Hendrick: Einführung in die Psychoanalyse — Drs. William G. Barrett, Florence Clothier und Jenny Wälder: Seminar über die Anwendung der Psychoanalyse auf die Pädagogik — Drs. Helene Deutsch, M. Ralph Kaufman und John M. Murray: Seminar für Sozialfürsorger — Frau Beate Rank: Kinderanalyse.

Lehrkomitee: Dr. John M. Murray, Dr. Isador H. Coriat, Dr. Helene Deutsch, Dr. William G. Barrett, Dr. Martin W. Peck, Dr. Hanns Sachs, Dr. M. Ralph Kaufman, Obmann.

John M. Murray

Chicago Institute for Psychoanalysis

Kurse und Seminare. 1. Für Mitglieder und Kandidaten: Dr. Franz Alexander und Dr. Thomas M. French: Klinische Besprechungen — Dr. Thomas M. French und Dr. Leon J. Saul: Seminar über psychoanalytische Literatur — Dr. Thomas M. French: Trieblehre — Dr. Therese Benedek: Seminar über Traumdeutung — Dr. Franz Alexander: Spezielle Probleme der psychoanalytischen Technik — Dr. Thomas M. French: Seminar über Freudsche Schriften — Dr. Margaret Gerard und Miss Helen Ross: Kinderanalyse — Dr. Helen Vincent McLean: Seminar über Witz und Humor. 2. Für andere Berufsgruppen und Kandidaten: Dr. Franz Alexander: Einführung in die Psychoanalyse — Dr. Leon J. Saul: Psychoanalytische Arbeiten über soziologische Themen — Dr. George J. Mohr: Anwendung der Psychoanalyse auf die Erziehung — W. Lloyd Warner, a. o. Professor f. Anthropologie u. Soziologie an der Universität Chicago: Die Sozialanthropologie moderner und primitiver Gesellschaften bes. Australiens — Dr. Franz Alexander und Dr. Thomas M. French: Seminar über die Anwendung der Psychoanalyse bei Psychosen.

Kandidatenstand: Im letzten Jahr haben 5 Kandidaten ihre Ausbildung beendet, 6 sind in Lehranalyse, darunter 3 neue. 12 Kandidaten sind in Analysenkontrolle.

George J. Mohr

New York Psychoanalytic Institute

Kurse und Seminare. 1. Obligater Lehrgang: Theoretische Ausbildung. Dr. Sandor Rado: Psychopathologie der Neurosen und Psychosen — Dr. David M. Levy: Experimentelle Gesichtspunkte in der Kinderpsychologie (Seminar) — Dr. David M. Levy: Klinisches Seminar über Kinderanalyse — Dr. Lawrence S. Kubie: Freuds Krankengeschichten (Seminar) — Dr. Karen Horney: Über klinische Erscheinungen des Narzißmus — Dr. Abraham Kardiner: Dynamische Soziologie (Seminar).

Klinische Besprechungen: Dr. Sandor Rado (für Fortgeschrittene); Dr. Sandor Lorand; Dr. Karen Horney.
2. Für sonstige Hörer: Ständige Seminare. Dr. I. T. Broadwin: Die Anwendung der Psychoanalyse auf die Fürsorge (für fortgeschrittene Fürsorger) — Drs. C. Binger, George E. Daniels, H. Flanders Dunbar, Leland E. Hinsie, Abraham Kardiner, Philip R. Lehrman, Sandor Lorand, Max D. Mayer, Clarence P. Oberndorf, Theodore P. Wolfe: Psychoanalytische Gesichtspunkte in der praktischen Medizin (für Ärzte).

Lehrausschuß: Ex officio: Dr. George E. Daniels, Dr. Bertram D. Lewin, Dr. Monroe A. Meyer, Dr. Sandor Rado. Gewählt: Dr. Adolphe Stern (Obmann), Dr. David Levy, Dr. Sandor Lorand. George E. Daniels

Washington-Baltimore Psychoanalytic Society

Lehrausschuß: Dr. Lucile Dooley, Dr. Lewis B. Hill (Obmann), Dr. Joseph O. Chassell, Dr. Frieda Fromm-Reichmann, Dr. Ernest E. Hadley.

Klinische Seminare, abgehalten durch 30 Wochen in Rockville: Dr. Frieda Fromm-Reichmann (Obmann); und in Baltimore: Drs. Lewis B. Hill und Joseph Chassell (Obmann).

Kurse: Drs. Dooley und Silverberg: Psychoanalytische Literatur — Drs. Sullivan und Hadley: Typische Übertragungssituationen.

Kandidatenstand: 14 Kandidaten waren in Ausbildung. Von ihnen beendigten 4 den Lehrgang und wurden Mitglieder.

British Psycho-Analytical Society

Kandidatenstand Juni 1938: In Ausbildung für theoretische Analyse 15 (vorgemerkt 7); für Kinderanalyse 3 (1 zugleich für Erwachsenenanalyse); Mr. Mohun trat zurück. Drs. Bowlby, Debenham, Macdonald und Rosenberg haben die Ausbildung für Erwachsenenanalyse erfolgreich abgeschlossen.

In Analysenkontrolle: 9 (3 hinzugekommen, 2 davon auch für Kinderanalyse). 10 Kandidaten neu aufgenommen, 4 davon begannen die Ausbildung. 1 Kandidat, der die Ausbildung absolviert hatte, wurde zur Kinderanalysenausbildung zugelassen.

Kurse: Mr. Strachey: Die Grundbegriffe der Psychoanalyse — Dr. Payne: Neurosenlehre — Dr. Friedlander: Sexualtheorie.

Seminare: Mr. Strachey, Dr. Foulkes: Theoretische Seminare (monatlich einmal) — Miss Sheehan-Dare, Mrs. Isaacs: Kinderseminare.

Lehrausschuß: Drs. Jones, Glover, Payne, Rickman, Miss Anna Freud, Mrs. M. Klein, Miss Sharpe. Edward Glover

Indian Psycho-Analytical Institute

Kandidatenstand: In Ausbildung 5, davon 2 in Analysenkontrolle.

Kurse: Dr. G. Bose, Dr. B. C. Ghosh und Mr. H. P. Maiti: Psychoanalyse und Psychiatrie (wöchentlich).

Klinische Seminare: Dr. G. Bose (zweimal wöchentlich).

Lehrausschuß: Dr. G. Bose (Präsident), Mr. M. N. Banerji (Sekretär), Lt. Col. Owen Berkeley-Hill, Mr. H. P. Maiti, Dr. S. C. Mitra, Mr. G. Pal.

G. Bose

Nederlandsche Vereeniging voor Psychoanalyse

Infolge der Vereinigung der beiden analytischen Gruppen in Holland konnten wir eine einheitliche Ausbildung der Kandidaten in die Wege leiten.

Seminare: Ein wöchentliches technisches und ein 14-tägiges theoretisches Seminar für Anfänger werden in Amsterdam abgehalten. Das Kinderseminar findet abwechselnd jede zweite Woche in Amsterdam und Den Haag statt. — Außerdem wird in Den Haag ein zweiwöchentliches Seminar für Pädagogen abgehalten, wobei schwierige Erziehungsfälle aus der Praxis besprochen werden. Daneben werden in Amsterdam und Leiden theoretische Kurse für Pädagogen gelesen.

Lehrausschuß: Dr. S. de Monchy (Präsident), Dr. K. Landauer und Dr. M. Katan (Sekretär).

Kandidatenstand: Gesamtzahl 9 (7 Ärzte und 2 Laien). M. Katan

Norsk-Dansk Psykoanalytisk Foreningen

Lehrausschuß: Prof. Schjelderup (Vorsitzender), Dr. Braatøi, Hj. Christensen (Sekretärin).

Kandidatenstand: Gesamtzahl 4 (1 Arzt, 1 stud. med., 2 Psychologen).

Seminare: Bernstein (a. G.), Raknes, Christensen: Klinisches Seminar.

Nach einer zum Teil sehr heftigen öffentlichen Diskussion über Psychoanalyse wurde im Sommer 1938 folgende Königliche Resolution erlassen, die auch die Lehrtätigkeit zu treffen imstande ist:

1. Ärzte dürfen in ihrer ärztlichen Wirksamkeit psychoanalytische Untersuchungs- oder Behandlungsarten nicht gebrauchen, ohne dazu vom Sozialdepartment eine besondere Autorisation bekommen zu haben.
2. Wer Kranke in die Kur nimmt und kein norwegischer Arzt ist, darf psychoanalytische Untersuchungs- und Behandlungsarten nicht gebrauchen, wenn er nicht vom König dazu Erlaubnis bekommen hat, gemäß § 1 Punkt 2 des Gesetzes von den Rechten und Pflichten der Ärzte.
3. Als psychoanalytisch soll jede Untersuchung oder Behandlung angesehen werden, die regelmäßig durch längere Zeit stattfindet und die beabsichtigt, unbewußte Seeleninhalte klarzulegen, zu deuten und in anderer Weise darauf einzuwirken. Im Zweifelsfall entscheidet der Medizinaldirektor, ob eine Untersuchung oder Behandlung als psychoanalytisch angesehen werden soll, nachdem sich darüber die medizinische Fakultät ausgesprochen hat.

Vorläufig ist keine Autorisation erteilt worden. Hjördis Christensen

Magyarorszagi Pszychoanalitikai Egyesület

Kandidatenstand: Am Ende der vorigen Berichtsperiode in Analyse: 22; neu aufgenommen: 1; die Ausbildung haben beendet: 6; die Ausbildung vorläufig unterbrochen: 1; in Lehranalyse befinden sich: 17.

Unterrichtsausschuß: Dr. E. Almásy, Dr. I. Hermann, Dr. I. Hollós, Frau Vilma Kovács, Frau Kata Lévy, Dr. S. Pfeifer, Dr. L. Révész.

Vorträge: Alice Bálint: Psychoanalyse und Pädagogik — L. Kertész-Rotter u. andere: Einführende Vorträge für Kinderärzte (K.-Rotter: Der Kinderarzt und die seelischen

Erscheinungen — Entwicklungsgeschichte der Seele — E. Petö: Das Säuglingsalter — M. Dubovitz: Die Neurosen des Kindesalters — K.-Rotter: Uber die Pubertät). Anschließend kasuistische Abende.

Kurse, Seminare, Arbeitsgemeinschaften: Alice Bálint: Technisches Proseminar — M. Dubovitz: Seminar für Kinderanalytiker — I. Hermann: Zwangsneurose, Freud-Kasuistik — V. Kovács: Technisches Seminar — M. Bálint: Ferenczis technische Schriften (I. Sem.) — K. Lévy: Die Psychosexualität des Weibes — E. Gyömröi: Seminar über praktische Erziehungsprobleme für Mütter und Pädagogen — Pädagogische Arbeitsgemeinschaft (K. Gerö-Lázár und A. Bálint: Pädagogisches Seminar für Anfänger — K. Gerö-Lázár und K. Lévy: Pädagogisches Seminar für Vorgeschrittene — K. Lévy: Einführung in die Psychoanalyse für Pädagogen).

S. Pfeifer

Palästinensische Psychoanalytische Vereinigung

Mit Hilfe meiner drei Mitarbeiter, Frau Dr. Brandt, Dr. Dreyfuß und Dr. Gumbel hielten wir ein regelmäßiges therapeutisches Seminar ab, in dem wir alle Fragen der Technik meist im Zusammenhang mit dem klinischen Material besprachen. Wir sind zu einer ständigen Beratungsstelle der Jugendalijah geworden. Frau Dr. Brandt ist daneben auch Beraterin einer ganzen Reihe von Kindergärten.

M. Eitingon

Institut de Psychanalyse, Paris

Lehrausschuß: Mmes. Marie Bonaparte und S. Morgenstern; MM. Odier, Leuba, Nacht und Schiff.

Kandidatenstand: In Ausbildung 14 (davon 7 Arzte, 7 Laien, 5 Frauen, 9 Männer). In Analysenkontrolle: 4.

Kurse: R. de Saussure: Einführung in die Psychoanalyse — R. Allendy: Traumdeutung — J. Leuba: Biopsychologie der Triebe — Ch. Odier: Das Bereich der Psychoanalyse in der modernen Psychologie — A. Borel: Psychiatrie und Psychoanalyse — R. Spitz: Abwehrmechanismen des Ichs — S. Nacht: Sexuelle Störungen — M. Bonaparte: Trieblehre — R. Laforgue: Über Phobien — M. Cenac: Über Hysterie — G. Parcheminey: Über Zwangsneurosen — P. Schiff: Kriminologie — J. Leuba: Familienneurosen — R. Löwenstein: Psychoanalytische Technik — S. Morgenstern: Über die Struktur der Persönlichkeit und ihre Störungen — R. Laforgue: Psychoanalytische Klinik.

Vorträge: D. Lagache: Trauer, Melancholie, Manie — Th. Chentrier: Psychoanalyse und Pädagogik — R. Dalbiez: Psychoanalyse und rekonstruierendes Denken — O. Codet: Zum Problem der Eltern in Kinderanalysen.

Marie Bonaparte

Wiener Psychoanalytisches Lehrinstitut

Das Wiener Lehrinstitut hat im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen seine Tätigkeit einstellen müssen. Die für das Sommersemester 1938 festgesetzten Kurse und Seminare hatten teilweise schon begonnen. Im Wintersemester 1937/38 wurden folgende Lehrkurse und Veranstaltungen abgehalten:

1. Für Kandidaten:

Kurse: O. Isakower: Trieblehre — R. Sterba: Traumlehre — H. Hartmann: Ichpsychologie — O. Fenichel (a. G.): Allgemeine Neurosenlehre — E. Hitschmann: Spezielle Neurosenlehre — J. Lampl-de Groot: Probleme der Technik.

Seminare: E. Bibring, P. Federn: Lektüre Freudscher Schriften — Anna Freud: Seminar für Kinderanalyse — Grete Bibring-Lehner: Analysenkontrolle in Gruppen.

Vorlesungen: P. Federn: Besetzungsvorgänge am Ich — M. Steiner: Traumsymbolik der analytischen Situation.

Arbeitsgemeinschaften: P. Federn, E. Stengel: Psychoanalyse der Psychosen — H. Hartmann, W. Hoffer: Lektüre Freudscher Schriften — E. Bibring, H. Hartmann, W. Hoffer, E. Kris, R. Wälder: Wissenschaftliche Arbeitsgruppe.

Kolloquien: A. Aichhorn: Verwahrlostenanalyse — Grete Bibring: Übertragungsschwierigkeiten — B. Bornstein: Kinderanalyse — O. Fenichel: Grundbegriffe der psychoanalytischen Theorie — E. Kris: Über den Traum — E. Sterba: Probleme der Pubertätsanalyse — R. Sterba: Theorie der Therapie — J. Wälder: Besprechung typischer Analysesituationen.

2. Für Pädagogen:

Kurse: A. Aichhorn: Einführung in die Erziehungsberatung — G. Bibring: Die Angst des Kindes — D. T. Burlingham: Grenzen der psychoanalytischen Pädagogik — E. Buxbaum: Unterrichtsfragen — W. Hoffer: Erziehen, Spielen, Lehren — E. Sterba: Typische Störungen bei Kindern — R. Sterba: Zur psychoanalytischen Psychologie.

Seminare: A. Aichhorn: Seminar für Erziehungsberater — G. Bibring, B. Bornstein, H. Hoffer, W. Hoffer, M. Kris, J. Lampl-de Groot, R. Sterba: Lektüre Freudscher Schriften.

Arbeitsgruppen: B. Bornstein, D. Burlingham, E. Buxbaum, W. Hoffer, E. Sterba: Zur Psychologie der Kindheit und Pubertät. — Unter Leitung von Anna Freud: Gemeinsame Besprechungen der Arbeitsgruppen.

Kandidatenstand: Zur Zeit der Unterbrechung der Institutstätigkeit in Ausbildung: 38 Kandidaten, davon etwa die Hälfte in theoretischer und praktischer, etwa 10 nur in theoretischer Ausbildung.

Lehrausschuß: Anna Freud (Obmann); A. Aichhorn; E. Bibring (Sekretär); G. Bibring, P. Federn, E. Hitschmann, W. Hoffer.

E. Bibring

B. Mitteilungen der Lehrstellen

Svensk-Pinska Psykoanalytiska Föreningen

In Stockholm wurden während des Jahres 1938 keine besonderen Veranstaltungen abgehalten, da die Lehrstelle nur zwei Kandidaten hatte.

Laien und Ausländern werden von seiten der Behörden große Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Alfhild Tamm

C. Berichte der Arbeitsgemeinschaften

Psychoanalytická skupina v Č.S.R.

1938

Die Ereignisse in Mitteleuropa brachten mit dem Ende der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung auch das Ende unserer ihr angegliederten Arbeitsgemeinschaft.

Kandidatenstand (zu Beginn 1938): 8, davon 4 Ärzte, 4 Nichtärzte. Davon 6 Kandidaten (3 Ärzte, 3 Nichtärzte) in Analysenkontrolle. 1 Kandidat trat zurück. 3 Kandidaten vollendeten im Jahre 1938 ihre Ausbildung (Dr. Hanna Heilborn, Frau Christine Meyer-Fournier und Dr. Emanuel Windholz).

In den ersten vier Monaten dieser Periode wurden folgende Seminare und Arbeitsgemeinschaften veranstaltet:

St. Bornstein, O. Fenichel, A. Reich: Kasuistik — St. Bornstein, O. Fenichel, A. Reich: Genese und Behandlung von Abwehrformen an Hand von Kasuistik (Diese Arbeitsgemeinschaft war zweifellos die interessanteste) — St. Bornstein: Probleme der Kinderanalyse und der Pädagogik — O. Fenichel: Freud-Seminar („Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" und verwandte kleine Schriften) — A. Reich: Arbeitsgemeinschaft über Probleme der Ichpsychologie.

O. Fenichel

Psychoanalytic Study Group of Los Angeles

Bis zum 1. Juni 1938 war die „Chicago Psychoanalytic Society" zuständig für die Ausbildungstätigkeit in Californien. Seit der Gründung der „Topeka Psychoanalytic Society" ist diese die zuständige Organisation. Als Mitglied des Lehrausschusses der „Topeka Psychoanalytic Society" repräsentiere ich das „Training Centre" für die psychoanalytische Ausbildung in Californien.

Kandidatenstand 1938: In Lehranalyse, in Los Angeles: 5 Ärzte; in S. Francisco: 4 Ärzte.

Im Jahre 1938 wurden folgende Seminare abgehalten: David Brunswick, Ernst Simmel: Über Erziehungsprobleme — Frau Frances Deri: Freuds Metapsychologie — Frau Frances Deri: Traumlehre — Ernst Simmel: Diskussion alter und moderner psychoanalytischer Literatur (dieses Seminar wurde im Juli 1938 von O. Fenichel übernommen und wird seitdem von ihm geleitet) — O. Fenichel: Theoretisches Seminar — Frau Frances Deri, O. Fenichel, E. Simmel: Psychoanalytische Technik — E. Simmel: Seminar für Fürsorger.

Im Frühjahr hielt Dr. E. Simmel auf Einladung des University College der „University of Southern California" 6 Vorträge über „Grundbegriffe der Psychoanalyse".

Ernst Simmel

Psychoanalytic Study Group of Topeka

Die Arbeitsgemeinschaft in Topeka, deren Mitglieder der Chicagoer Vereinigung angehörten, wurde im Juni 1938 in eine selbständige Vereinigung umgewandelt. Die Arbeitsgruppe veranstaltete folgende Kurse (Jänner bis Juni 1938): Dr. Karl Menninger: Analysenkontrolle in Gruppen — Dr. Robert P. Knight: Freuds Traumdeutung.

Lehrausschuß: Dr. Karl Menninger (Obmann), Dr. Ernst Simmel, Dr. Bernard Kamm, Dr. Robert P. Knight (Sekretär).

Kandidatenstand: Gesamtzahl 4, 2 davon in theoretisch-praktischer Ausbildung; ein dritter hat den Lehrgang beendet; der vierte hat die theoretisch-praktische Ausbildung noch nicht begonnen.

Robert P. Knight

D. Einzelstehende Analytiker mit Lehrermächtigung

Dr. Gerö, Kopenhagen, hat einige Vorträge über Psychoanalyse vor Studenten in der Psychiatrischen Klinik und vor psychotherapeutisch interessierten Ärzten gehalten. Gegenwärtig hat Dr. Gerö keine Lehranalysen.

Dr. Adelheid Koch, Sao Paolo, hat mit Unterstützung eines analytisch tätigen Nervenarztes und Psychiaters, der den Wunsch hat, einen analytischen Kreis in Sao Paolo zu bilden, ihre Lehrtätigkeit aufgenommen. Gegenwärtig sind 4 Lehranalysen in Gang (2 Ärzte, 1 Medizinstudent, 1 Wohlfahrtspflegerin). Infolge der besonderen Situation führt Dr. Koch bei diesen Kandidaten (gegenwärtig 2 von ihnen) auch die theoretische Ausbildung durch, in Form von Lektüre und Diskussion besonders der Werke Freuds. Die beiden Ärzte, die schon vorher analytische Praxis ausgeübt hatten, sind zugleich in Analysenkontrolle. Dr. Koch hielt vor den psychologischen und psychiatrischen Gesellschaften sowie vor Wohlfahrtspflegerinnen verschiedene Vorträge (Symbole und Märchen — Neurosen der Eltern — Neurosen der Kinder, usw.).

Dr. Nikolaus Sugar, Subotica, hat 2 Kandidaten in Ausbildung. Er hat ferner eine Reihe von Vorträgen gehalten (Das Unbewußte — Die unbewußte Verständigung — Psychoanalyse und Rechtswissenschaft — Recht und Gewalt — Die gesellschaftliche Funktion des Strafrechts). Dr. Sugar berichtet auch über die Beograder Psychoanalytische Arbeitsgemeinschaft, die als rein private Arbeitsgemeinschaft im November 1937 gegründet wurde und 8 Mitglieder, und zwar Nervenärzte, einen Richter sowie mehrere Professoren der Psychologie und Psychiatrie umfaßt. Die ersten Aufgaben wurden in folgenden 4 Punkten zusammengefaßt: *a.* Vertiefung der psychoanalytischen Kenntnisse bei den Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft (durch regelmäßige Zusammenkünfte, gemeinsame Besprechungen usw.). *b.* Erwecken des Interesses für die Psychoanalyse und Popularisierung derselben (durch öffentliche Vorträge, Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften usw.). *c.* Ausbildung eines psychoanalytischen Nachwuchses (durch Lehranalyse, Kurse usw.). *d.* Praktische Anwendung der Psychoanalyse. — Es fanden seither noch zwei Sitzungen statt, mit Vorträgen und Berichten. Ferner wurde eine engere Zusammenarbeit mit den Analytikern in Agram eingeleitet.

Dr. Heinrich Winnik, Bukarest, hat 1 Lehranalyse (Pädagogin), ferner leitet er in Fortsetzung das aus 16 regelmäßigen Teilnehmern (Ärzten, Pädagogen und interessierten Laien) bestehende Seminar, das eine Reihe Freudscher Schriften, gegenwärtig die „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben", durcharbeitet. Auf Aufforderung eines privaten Kreises hat Dr. Winnik auch verschiedene Vorträge (über Angst, Schicksalsneurose, usw.) gehalten.

Nachruf

Steff Bornstein-Windholzovà

Steff Bornstein starb am 15. Juli 1939 in Praha an den Folgen eines Herzleidens. Bis zum Jahre 1933 war sie Mitglied der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft, dann trat sie in die Wiener Psychoanalytische Vereinigung über und beteiligte sich hingebungsvoll am Aufbau der Psychoanalytičkà Skupina in der Czechoslovakischen Republik; sie arbeitete aber auch sehr aktiv am kinderanalytischen Seminar des Wiener Instituts mit. Die folgenden ihrer Veröffentlichungen beweisen den hohen Stand ihres Wissens und ihrer Erfahrung: Zum Problem der narzißtischen Identifizierung (1930), Eine Kinderanalyse (1933), Das Märchen vom Dornröschen (1933) und ihr Referat zum Symposion „Revision der Psychoanalytischen Pädagogik" bei der Budapester Vierländertagung (1937).

W. Hoffer

Inhaltsverzeichnis
des XXIV. Bandes (1939)

Seite

Alice Bálint: Liebe zur Mutter und Mutterliebe 33
Michael Bálint: Ichstärke, Ichpädagogik und „Lernen". 417
Edmund Bergler: Beiträge zur Psychologie der Eifersucht. 384
Dorothy Tiffany Burlingham: Phantasie und Wirklichkeit in einer Kinderanalyse. 292
Helene Deutsch: Über bestimmte Widerstandsformen. 10
Ludwig Eidelberg: Die Wirkungen der Erziehungsgebote. 281
Otto Fenichel: Zur Ökonomik der Pseudologia phantastica 21
— Über Trophäe und Triumph. 258
Sigm. Freud: Der Fortschritt in der Geistigkeit 6
Georg Gerö: Zum Problem der oralen Fixierung 239
Heinz Hartmann: Ich-Psychologie und Anpassungsproblem 62
Eduard Hitschmann: Selma Lagerlöf, ihr Wesen und ihr Werk. . . . 304
Walter Hollitscher: Über die Beziehungen zwischen der psychoanalytischen und behaviouristischen Begriffsbildung 398
Max Kohen: Zur Deutung eines sumerischen Siegelzylinders 434
Ernst Kris: Das Lachen als mimischer Vorgang 146
Hermann Nunberg: Ichstärke und Ichschwäche 49
Theodor Reik: Der Traum ein mögliches Leben 373
Richard Sterba: Die Problematik des musikalischen Geschehens. . . . 428
Robert Wälder: Kriterien der Deutung 136

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

Hans Christoffel: Paracelsus' Frieder und Zänker, Conservator und Destructor Naturae. 169
— Einige fötale und frühstkindliche Verhaltensweisen 447
M. Katan: Der psychotherapeutische Wert der Konstruktionen in der Analyse 172
Yrjö Kulovesi: Die Ausdrucksbewegungen der Bejahung und der Verneinung 446

NACHRUF

Steff Bornstein-Windholzovà. . . . . *(W. Hoffer)* 491

REFERATE

Grenzgebiete und Anwendungen:

The American Journal of Sociology . . . . . (*Grotjahn*) 339
Berguer: Un Mystique Protestant . . . . . (*Flournoy*) 177

Seite

Elias: Über den Prozeß der Zivilisation . . . . . (*Foulkes*) 179
Fahrenkamp: Vom Aufbau und Abbau des Lebendigen . . . (*Grotjahn*) 461
Feitelberg und Lampl H.: Über die Beeinflußung der Wärmebildung in den verschiedenen Hirnanteilen durch Narcotica, Hypnotica und Analeptica . . . . . (*Autoreferat*) 463
De Francesco: Die Macht des Charlatans. . . . . (*E. K.*) 181
Häberlin: Minderwertigkeitsgefühle. Wesen, Entstehung, Verhütung, Überwindung . . . . . (*Grotjahn*) 462
Johnson: Gefühlsverlust als Krankheitssymptom . . . . . (*Grotjahn*) 340
Klaesi: Vom seelischen Kranksein . . . . . (*Grotjahn*) 464
Kraus: Die Werttheorien . . . . . (*R. W.*) 181
Lange: Die Sprache des menschlichen Antlitzes. . . . . (*E. K.*) 182
Mosca: Storia delle dottrine politiche . . . . . (*R. W.*) 181
Nachmannsohn: Wesen und Formen des Gewissens . . . . . (*Grotjahn*) 462
Newman, Freeman, Holzinger: Twins: A Study of Heredity Environment . . . . . (*Grotjahn*) 340
Niehans: Das Altern, seine Beschwerden und die Verjüngung . (*Grotjahn*) 340
— Die endokrinen Drüsen des Gehirns . . . . . (*Hitschmann*) 341
Peiper: Der Saugvorgang . . . . . (*Petö*) 182
— Unreife und Lebensschwäche . . . . . (*Grotjahn*) 462
Reich Willi: Alban Berg . . . . . (*Reik*) 185
Renquist-Renpää: Allgemeine Sinnesphysiologie . . . . . (*Schilder*) 186
Riese: Das Triebverbrechen. . . . . (*Hitschmann*) 462
Schmid: Die seelische Innenwelt im Spiegel des Traumlebens . (*Grotjahn*) 341
Schur und Medvei: Über Hypophysenvorderlappeninsuffizienz (*Grotjahn*) 342
Seelhammer: Die Individualpsychologie Alfred Adlers . . . . (*Marseille*) 186
Sommer: Zerfall optischer Gestalten . . . . . (*Grotjahn*) 340
Spinoza-Festschrift. . . . . (*R. W.*) 187
Szondi: Analysis of Marriages. . . . . (*Grotjahn*) 342
Westerman-Holstijn: Grondbegrip der Psychoanalyse. . . . . (*Katan*) 187
Wytyczak: Analiza psychologiczna testu Ebbinghausa . . . . (*Kronengold*) 190

Psychiatrie — Neurologie:

Allers: Heilerziehung bei Abwegigkeit des Charakters . . . . . (*Sarasin*) 190
Binder: Zur Psychologie des Zwangsvorgänge. . . . . (*Hitschmann*) 192
Blanton: For Stutterers . . . . . (*Hitschmann*) 192
Boldt: Über die Stellung und Bedeutung der „Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen" von Johann Christian Reil . . . . . (*Grotjahn*) 342
Brander: Studien über die Entwicklung der Intelligenz bei frühgeborenen Kindern . . . . . (*Grotjahn*) 192
Brunn: Die Psychopathie des Kindesalters in gerichtsärztlicher Beziehung . . . . . (*Grotjahn*) 343
Chiavacci: Die Störungen der Sexualfunktionen bei Mann und Weib. . . . . (*Hitschmann*) 461
Fünfgeld: Die Motilitätspsychosen und Verwirrtheiten . . . . (*Grotjahn*) 193
Göring: Über seelisch bedingte echte Organerkrankungen . . . (*Grotjahn*) 463

Honekamp: Die Heilung der Geisteskrankheiten durch Sanierung des endokrin-vegetativen Systems mit natürlichen Heilstoffen. . (*Grotjahn*) 193
Jolowicz: Praktische Psychotherapie . . . . . (*Blum*) 194
Langfeldt: Der Dieb und der Einbrecher . . . . . (*Grotjahn*) 197
Leonhard: Die defektschizophrenen Krankheitsbilder, ihre Einteilung in zwei klinisch und erbbiologisch verschiedene Gruppen und in Unterformen vom Charakter der Systemkrankheiten . . (*Grotjahn*) 197
— Involutive und idiopathische Angstdepression in Klinik und Erblichkeit . . . . . (*Grotjahn*) 464
Lichtwitz: Pathologie der Funktionen und Regulationen. . . (*Hitschmann*) 198
Löwenstein: Der psychische Restitutionseffekt . . . . . (*Grotjahn*) 343
Meduna: Die Konvulsionstherapie der Schizophrenie . . . . . (*Grotjahn*) 464
Nelson: Der gesunde Schlaf . . . . . (*Grotjahn*) 465
Rehn: Der Schock und verwandte Zustände des autonomen Nervensystems . . . . . (*Grotjahn*) 343
Sakel: Neue Behandlungsmethoden der Schizophrenie; Zur Methodik der Hypoglykämiebehandlung von Psychosen . . . . . (*Grotjahn*) 198
Scheid: Febrile Episoden bei schizophrenen Psychosen. . . . . (*Grotjahn*) 343
Schneider K.: Psychiatrische Vorlesungen für Ärzte . . . . . (*Grotjahn*) 199
Schultz: Das autogene Training. . . . . (*Grotjahn*) 344

Psychoanalyse:

Alexander: Remarks about the Relation of Inferiority Feelings to Guilt Feelings . . . . . (*Fenichel*) 344
— Psychoanalysis Comes of Age . . . . . (*Fenichel*) 465
Barrett: A Childhood Anxiety . . . . . (*Fenichel*) 345
Bartemeier: A Psychoanalytic Study of a Case of Chronic Exudative Dermatitis . . . . . (*Fenichel*) 466
Benedek: Adaptation to Reality in Early Infancy . . . . . (*Fenichel*) 467
Bergler: Further Observations on the Clinical Picture of „Psychogenic Oral Aspermia" . . . . . (*Fenichel*) 199
Berliner: The Psychogenesis of a Fatal Organic Disease. . . . (*Fenichel*) 468
Bernfeld: Types of Adolescence . . . . . (*Fenichel*) 469
Bischler: Intelligence and Higher Mental Conscience . . . . . (*Fenichel*) 345
Bollmeier: A Paranoid Mechanism in Male Overt Homosexuality (*Fenichel*) 469
Bose: The Duration of Coitus. . . . . (*Fenichel*) 200
Brown: Psychoanalysis, Topological Psychology and Experimental Psychopathology. . . . . (*Fenichel*) 200
Dunbar: Psychoanalytic Notes Relating to Syndromes of Asthma and Hay Fever . . . . . (*Fenichel*) 246
Eidelberg: Pseudo-Identification . . . . . (*Fenichel*) 246
Eisler: Regression in a Case of Multiple Phobia . . . . . (*Fenichel*) 201
Erickson: The Experimental Demonstration of Unconscious Mentation by Automatic Writing . . . . . (*Fenichel*) 347
Feigenbaum: Depersonalization as a Defense Mechanism . . . (*Fenichel*) 201
Fenichel: The Drive to Amass Wealth . . . . . (*Autoreferat*) 347
— Ego Disturbances and their Treatment . . . . . (*Autoreferat*) 470

Seite

Glover: Unconscious Functions of Education . . . . . (*Fenichel*) 202
— A Note on Idealization . . . . . (*Fenichel*) 347
Goldman: A Case of Compulsive Handwashing. . . . . (*Fenichel*) 348
Grant Duff: A One-Sided Sketch of Jonathan Swift . . . . . (*Fenichel*) 202
Grotjahn und French: Akinesia After Ventriculography . . . (*Fenichel*) 470
Heilbronner: Some Remarks on the Treatment of the Sexes in Palaeolithic Art . . . . . (*Fenichel*) 471
Hill: The Use of Hostility as Defense . . . . . (*Fenichel*) 472
Horney: New Ways in Psychoanalysis . . . . . (*Fenichel*) 473
Huschka: The Incidence and Character of Masturbation Threats in a Group of Problem Children . . . . . (*Fenichel*) 478
Inman: A Psycho-Analytical Explanation of Micropsia . . . . . (*Fenichel*) 348
Jones: A Psycho-Analytical Note on Palaeolithic Art. . . . . (*Fenichel*) 471
Kaufman: Psychoanalysis in Late-Life Depression. . . . . (*Fenichel*) 348
Kovsharova: An Attempt at an Experimental Investigation of Psychoanalytic Therapy . . . . . (*Fenichel*) 349
Kris, E.: Ego Development and the Comic . . . . . (*Fenichel*) 349
Kubie: Resolution of a Traffic Phobia in Conversations between a Father and Son . . . . . (*Fenichel*) 203
— The Fantasy of Dirt . . . . . (*Fenichel*) 350
Levey: Poetry Production as a Supplemental Emergency Defense Against Anxiety . . . . . (*Fenichel*) 478
Levy-Suhl: Resolution by Psychoanalysis of Motor Disturbances in an Adolescent . . . . . (*Fenichel*) 352
Miller: Balzac's Père Goriot . . . . . (*Fenichel*) 203
Pailthorpe: The Analysis of a Poem . . . . . (*Fenichel*) 352
Robbins: Escape into Reality: A Clinical Note on Spontaneous Social Recovery . . . . . *F nichel*) 352
Saul: Telepathic Sensitiveness as a Neurotic Symptom. . . . . (*Fenichel*) 479
— Incidental Observation on Pruritus Ani. . . . . (*Fenichel*) 479
— Psychogenic Factors in the Ideology of the Common Cold and Related Symptoms. . . . . (*Fenichel*) 479
Schmideberg, M.: On Motoring and Walking. . . . . (*Fenichel*) 203
— Intellectual Inhibition and Disturbances in Eating . . . . . (*Fenichel*) 353
— The Mode of Operation of Psycho-Analytic Therapy. . . . . (*Fenichel*) 353
— After the Analysis . . . . . (*Fenichel*) 480
Searl: A Note on the Relation between Physical and Psychical Differences in Boys and Girls . . . . . (*Fenichel*) 355
Servadio: Psicoanalisi dei „Tre Porcellini". . . . . (*Autoreferat*) 204
— La fata nell'infanzia e nel mito . . . . . (*Autoreferat*) 205
Stone: Concerning the Psychogenesis of Somatic Disease: Physiological and Neurological Correlations with the Psychological Theory. . . . . (*Fenichel*) 355
Thompson: Development of Awareness of Transference in a Markedly Detached Personality . . . . . (*Fenichel*) 356
Wegrocki: A Case of Number Phobia. . . . . (*Fenichel*) 357
Weiss, E.: Agorafobia — Isterismo d'angoscia. . . . . (*Autoreferat*) 206

Seite

Wilson: The Transition from Organ Neurosis to Conversion Hysteria . . . . . (*Fenichel*) 357
Zilboorg: Some Observations on the Transformation of Instincts (*Fenichel*) 357
— The Sense of Immortality. . . . . (*Fenichel*) 481

KORRESPONDENZBLATT DER INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

Tätigkeitsberichte der psychoanalytischen Ambulatorien 359
Berichte der Zweigvereinigungen 210
Mitteilungen der Internationalen Unterrichtskommission 219, 483
XV. Internationaler Psychoanalytischer Kongreß 1938 360
II. Vierländertagung 1937 233
Internationale Zentralstelle für psychoanalytische Bibliographie 370
Mitgliederverzeichnis (Richtigstellungen) 237

THE PSYCHOANALYTIC QUARTERLY

Eighth year of publication

THE QUARTERLY

is devoted to original contributions in the field of theoretical, clinical and applied psychoanalysis, and is published four times a year.

CONTENTS OF VOLUME VIII, No. 3 (1939)

Gregory Zilboorg: The Discovery of the Oedipus Complex. — Otto Fenichel: Problems of Psychoanalytic Technique. — Frances Deri: On Sublimation. — Richard Sterba: The Significance of Theatrical Performance. — Milton H. Erickson: Experimental Demonstrations of the Psychopathology of Everyday Life. — Felix Deutsch: The Associative Anamnesis. — Eugen Bleuler: 1857—1939. — Havelock Ellis: 1859—1939. — Book Reviews. — Current Psychoanalytic Literature. — Notes.

Editorial Board: Bertram D. Lewin, Gregory Zilboorg, Raymond Gosselin, Henry Alden Bunker, Lawrence S. Kubie, Carl Binger, Flanders Dunbar, A. Kardiner, Sandor Rado, Franz Alexander, Thomas M. French, Leon J. Saul, Helene Deutsch, Martin W. Peck, Otto Fenichel, Géza Róheim.

Editorial communications should be sent to the Managing Editor, Room 1404, 57 West 57th Street, New York, N. Y.

Subscription price is $ 6.00; Foreign subscriptions, $ 6.50; Back volumes in original binding, $ 7.50.

Address business correspondence to:

THE PSYCHOANALYTIC QUARTERLY, Inc.,

372—374 BROADWAY, ALBANY, NEW YORK

THE INTERNATIONAL JOURNAL OF PSYCHO-ANALYSIS

Directed by

SIGM. FREUD

Edited by

ERNEST JONES

This Journal is issued quarterly. Besides Original Papers, Abstracts and Reviews, it contains the Bulletin of the International Psycho-Analytical Association, of which it is the Official Organ.

Editorial communications should be sent to Dr. Ernest Jones, 81 Harley Street, London, W. 1.

The Annual Subscription is 30s per volume of four parts.

The Journal is obtainable by subscription only, the parts not being sold separately.

Business correspondence should be addressed to the publishers, Baillière, Tindall & Cox, 8 Henrietta Street, Covent Garden, London, W. C. 2., who can also supply back volumes.

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse und Imago
Band XXIV, Heft 4

(Ausgegeben im November 1939)

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
Theodor Reik:	Der Traum ein mögliches Leben	373
Edmund Bergler:	Beiträge zur Psychologie der Eifersucht	384
Walter Hollitscher:	Über die Beziehungen zwischen der psychoanalytischen und behaviouristischen Begriffsbildung	398
Michal Bálint:	Ichstärke, Ichpädagogik und „Lernen"	417
Richard Sterba:	Die Problematik des musikalischen Geschehens	428
Max Kohen:	Zur Deutung eines sumerischen Siegelzylinders	434

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

Yrjö Kulovesi:	Die Ausdrucksbewegungen der Bejahung und der Verneinung	446
Hans Christoffel:	Einige fötale und frühstkindliche Verhaltensweisen	447

REFERATE

GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

Chiavacci: Die Störungen der Sexualfunktionen bei Mann und Weib (Hitschmann) 461. — Fahrenkamp: Vom Aufbau und Abbau des Lebendigen (Grotjahn) 461. — Häberlin: Minderwertigkeitsgefühle (Grotjahn) 462. — Nachmannsohn: Wesen und Formen des Gewissens (Grotjahn) 462. — Peiper: Unreife und Lebensschwäche (Grotjahn) 462. — Riese: Das Triebverbrechen (Hitschmann) 462.

PSYCHIATRIE—NEUROLOGIE

Feitelberg und Lampl: Über die Beeinflußung der Wärmebildung in den verschiedenen Hirnanteilen durch Narcotica, Hypnotica und Analeptica (Autoreferat) 463. — Göring: Über seelisch bedingte echte Organerkrankungen (Grotjahn) 463. — Klaesi: Vom seelischen Kranksein (Grotjahn) 464. — Leonhard: Involutive und idiopathische Angstdepression in Klinik und Erblichkeit (Grotjahn) 464. — Meduna: Die Konvulsionstherapie der Schizophrenie (Grotjahn) 464. — Nelson: Der gesunde Schlaf (Grotjahn) 465.

PSYCHOANALYSE

Alexander: Psychoanalysis comes of Age (Fenichel) 465. — Bartemeier: A Psychoanalytic Study of a Case of Chronic Exudative Dermatitis (Fenichel) 466. — Benedek: Adaptation to Reality in Early Infancy (Fenichel) 467. — Berliner: The Psychogenesis of a Fatal Organic Disease (Fenichel) 468. — Bernfeld: Types of Adolescence (Fenichel) 469. — Bollmeier: A Paranoid Mechanism in Male Overt Homosexuality (Fenichel) 469. — Fenichel: Ego Disturbances and their Treatment (Autoreferat) 470. — Grotjahn und French: Akinesia after Ventriculography (Fenichel) 470. — Heilbronner: Some Remarks on the Treatment of the Sexes in Palaeolithic Art (Fenichel) 471. — Jones: A Psychoanalytical Note on Palaeolithic Art (Fenichel) 471. — Hill: The Use of Hostility as Defense (Fenichel) 472. — Horney: New Ways in Psychoanalysis (Fenichel) 473. — Huschka: The Incidence and Character of Masturbation Threats in a Group of Problem Children (Fenichel) 478. — Levey: Poetry Production as a Supplemental Emergency Defence Against Anxiety (Fenichel) 478. — Saul: Telepathic Sensitiveness as a Neurotic Symptom; Incidental Observation on Pruritus Ani; Psychogenic Factors in the Ideology of the Common Cold and Related Symptoms (Fenichel) 479. — Schmideberg: After the Analysis (Fenichel) 480. — Zilboorg: The Sense of Immortality (Fenichel) 481.

KORRESPONDENZBLATT DER INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

I. Bericht über die Plenarversammlung der I. U. K. auf dem XV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß 483. — II. Berichte über die Ausbildungstätigkeit 484. — Nachruf 491. — Inhaltsverzeichnis 492.

Preis des Jahresabonnements sh 34/-
Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 500 Seiten